

Volkszeitung

Nr. 69.

Erscheint 3 mal wöchentlich: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, mit dem Datum des darauffolgenden Tages. Anzeigenpreis: die 7 gesp. Millimeterzeile 10 Gr., im Text 40 Gr. Stellenbesuche 50% Angebots 25% Rabatt. Ausland 50% Zuschlag.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Zamenhofs 17, III-16
Sprechstunden des Schriftleiters täglich 5-6 Uhr.
Telephon des Schriftleiters: 28-45.

Der Abonnementspreis für den Monat November beträgt 2 Zloty, wöchentlich 50 Groschen, zahlbar beim Empfang der Sonntagsnummern. — Für das Ausland 25 Prozent Zuschlag. — Für Amerika einen Dollar monatlich.

2. Jahrg.

Durch Kampf zum Sieg! Durch Arbeit zum Erfolg!

Zum einjährigen Bestehen der „Lodzer Volkszeitung“

Das Leben der Menschen und Völker vollzieht sich in einem endlosen Kampf. Altes, das morsch und faul wurde, muß unterliegen und dem Neuen, Gesunden, Platz machen. Schwächliches wird durch Stürme und Kämpfe geknickt, Starkes erhält sich und steht aufrecht im Wechsel der Zeiten. Von allen Kämpfen des Lebens ist aber der schwerste und größte — der Kampf des Guten mit dem Bösen, der Kampf des Lichtes mit der Finsternis. In unendlich vielen Formen vollzieht sich dieser Kampf, im Kleinen wie im Großen, auf allen Gebieten des Lebens wird er ausgetragen. Verschiedenartig ist der Ausgang dieses Kampfes. Und oft, wie oft, lassen wir mutlos die Hände sinken, wenn wir voll Bitterkeit im Herzen zusehen müssen, wie das Böse sich in der Welt breit macht. Zweifel beginnen sich dann in unser Herz zu schleichen, und unser Glaube an den endgültigen Sieg des Guten über das Böse beginnt zu wanken. Wir aber dürfen diesen Zweifeln nicht die Herrschaft über uns lassen. Durch Nacht und Nebel hindurch dringen die lebenspendenden Strahlen der Sonne, durch Not und Leid hindurch wird das Gute Herr werden über das Böse. Eines aber müssen wir uns bewußt werden. Der Kampf, den die Menschheit um hoher und edler Ziele willen führt, erfordert von uns Opfer. Noch nie ist eine große und edle Tat ohne Opfer vollbracht worden. All das Gute, das die Menschheit sich in jahrhundertlangem Ringen erworben hat, ist allein dadurch zustande gekommen, daß die Besten dafür ihr Leben, ihre Kraft und ihre Arbeit hingegeben haben.

Und wir, die wir heute an einem Abschnitt unserer Arbeit stehen, müssen der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß das, was unverbrüchliche Wahrheit in dem großen Weltgeschehen ist, sich auch in unserer Arbeit bestätigt hat, die nur einen kleinen Teil der Menschheit umfaßt. Heute vor einem Jahre wurde von uns ein Werk in Angriff genommen, das ein Mittel sein sollte, die Gedanken und Ideale vieler zu verwirklichen. Obwohl sich vor uns ungeheure Schwierigkeiten aufstürzten, obwohl wir in einer Zeit standen, in der Geldentwertung und Teuerung wie ein Alp auf der Bevölkerung lasteten, gingen wir dennoch mit Begeisterung ans Werk, denn ein hoher und edler Gedanke leuchtete uns voran. Wir waren uns darüber im klaren, daß die werktätig Schaffenden in Stadt und Land den einzig gesunden Kern des deutschen Volkes in Polen bilden. Diesen gesunden und größten Teil unseres Volkes zu sammeln, ihm Licht und Wahrheit zu spenden, ihm Weg und Richtung zu weisen, ihn fähig zu machen, seine geschichtliche Aufgabe in unserer Heimat und in der Gesamtheit des werktätig schaffenden Volkes zu erfüllen — das war unser Ziel. Aus diesem Gedanken heraus entstand vor einem Jahre die

„Lodzer Volkszeitung“.

Schwer war der Weg, den unsere junge Schöpfung zu gehen hatte. Kein Helfer stand uns zur Seite, nicht Kapital noch Macht standen an der Wiege unseres Blattes. Nur unser guter Wille und unsere Begeisterung für die gute Sache, der wir dienten. Diese unsere Begeisterung spornte uns zur Arbeit an, sie ließ uns Opfer bringen für unsere Ideale, und auf diesen Opfern und dieser Arbeit erwuchs unser Werk. Eins aber näherte unsere Zuversicht und gab uns immer wieder frische Kraft, wenn die Schwierigkeiten zu groß wurden — das war der laute Widerhall, den unsere Arbeit

in unserem Volke gefunden hatte, das war die Anerkennung, die uns von allen Seiten zuteil wurde. Die Massen scharten sich um uns, immer größer wurde der Kreis unserer Leser, immer mehr erweiterte sich das Gebiet unseres Einflusses. So wurde unserem Blatte eine Entwicklung ermöglicht, die bei Berücksichtigung der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht ihresgleichen findet. Als wir vor einem Jahre mit einem kleinen Wochenblatt den Anfang machten, da schauten unsere Gegner mit Geringschätzung auf unser Beginnen und prophezeiten uns den baldigen Untergang. Doch,

Deutscher!

Deine Zeitung ist die „Lodzer Volkszeitung“!

Sie allein weist Dir den richtigen Weg! Sie gibt Dir politische Aufklärung, sie orientiert Dich über die Wirtschaftslage, sie bringt Dir die besten Nachrichten aus der ganzen Welt. Ihr unterhaltender Teil ist die beste Erholung für Deine Mußestunden. Auf vielfachen Wunsch unserer Leser, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrt, wird die „Lodzer Volkszeitung“ vom 1. November ab dreimal wöchentlich erscheinen, und zwar am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittags. Die Redaktion der Zeitung wird derart umgestaltet, daß die neuesten Nachrichten noch am Tage des Erscheinens in das Blatt gelangen werden. Die „Lodzer Volkszeitung“ wird somit, was die Aktualität der Nachrichten betrifft, eine Tageszeitung voll und ganz ersehen. Der Preis beträgt monatlich 2 Zloty, wöchentlich 50 Groschen. Zu bestellen ist sie in der Geschäftsstelle, Zamenhofs 17, und durch die Zeitungsaussträger.

Der Verlag.

siehe da, unser Werk ging nicht unter. Es faßte Wurzel in der gesunden Erde unseres Volkstums, es wuchs und streckte seine Zweige immer weiter. Schon nach einem halben Jahre Arbeit stellte uns die schnelle Entwicklung vor die Notwendigkeit, unsere Zeitung zu vergrößern. Um die Bedürfnisse unserer Leser zu befriedigen, ließ der Verlag die „Lodzer Volkszeitung“ zweimal wöchentlich erscheinen. Heute genügt auch schon dies nicht mehr. Heute, ein Jahr nach unserem Entstehen, beginnen wir damit, unsere Zeitung dreimal in der Woche herauszugeben.

Wir sind stolz auf diesen beispiellosen Erfolg unseres Blattes. Nicht deshalb, weil es das Werk unseres Geistes und unserer Arbeit ist, sondern deshalb, weil dies uns Beweis ist, daß unsere Idee gut und unser Weg der richtige ist. Wir sind nur Diener unserer Idee und gehen erhobenen Hauptes den Weg, den sie uns vorzeichnet. Unser Weg aber führt

nach aufwärts.

Wir erstreben mit allen Kräften eine lichte Zukunft für das Volk, in dessen Mitte wir wirken, und für den Staat, in dem wir leben. Auf dem Wege zu dieser besseren Zukunft müssen wir alles Schlechte und Schäd-

liche ausmerzen. Und deshalb kämpfen wir. Wir kämpfen mit scharfen Waffen, denn unser Kampf gilt dem Bösen. Wir brandmarken die Lüge, ganz gleich, woher sie komme, und haben

die Wahrheit

auf unseren Schild erhoben. Wenn die Wahrheit auch manchmal bitter ist, wenn sie auch manchmal weh tut, so gebietet es uns doch unsere hehre Pflicht, nicht von ihr abzuweichen, auch dann nicht, wenn es gilt Schäden innerhalb unseres eigenen Volkstums zu geißeln.

Wir kämpfen nicht um des Kampfes willen, sondern um des Friedens willen! Wir wollen den Haß ausrotten, der die Völker Polens zerfleischt. Dem polnischen Volke reichen wir die Hände zur friedlichen Zusammenarbeit, mit ihm zusammen wollen wir unseren Staat zu einem mächtigen Bau ausgestalten, der freie Völker in sich beherbergt. Diesen Führer aber, die in gewissenloser Weise Volk gegen Volk verhetzen, bekämpfen wir aufs schärfste, da wir in ihnen Schädlinge ihres Volkes und unseres Staates sehen. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß Friede und Wohlstand in unserem Staate nur dann erstehen können, wenn alle Völker desselben an diesem Ziele mitarbeiten. Dies aber ist nur unter einer Voraussetzung möglich. Sie heißt

Gleichberechtigung

aller Völker und aller Religionen auf allen Gebieten des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens. Daher zieht sich diese unsere Forderung nach Gleichberechtigung wie ein roter Faden durch jedes Blatt unserer Zeitung hindurch, daher werden wir bis zur Erreichung unseres Zieles für volle Gleichberechtigung kämpfen.

Die Gleichberechtigung der Völker Polens ist nicht nur ein Gebot der politischen Klugheit, sie ist in erster Linie ein Gebot der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit aber muß sich auf alle Gebiete des Lebens erstrecken. Und gerade heute, wo die großen Massen des werktätigen Volkes sich im schrecklichsten Elend befinden, wo sie unter dem Druck der Arbeitslosigkeit und der Teuerung ächzen und stöhnen, heute, mehr als je, ringt sich uns der

Ruf nach sozialer Gerechtigkeit

von den Lippen. Wie bisher, führen wir mit aller Schärfe den Kampf gegen die Ausbeutung des arbeitenden Volkes in Stadt und Land. Unser Ziel ist die Erklämpfung eines menschenwürdigen Daseins für alle.

Die „Lodzer Volkszeitung“ ist das einzige deutsche Blatt in Kongresspolen, das einen eigenen politischen Gedanken und eine ausgesprochene politische Richtlinie hat. Daher ist auch ihre Wirkung durchschlagend und ihr Einfluß maßgebend. Es ist dies umsomehr, da hinter der politischen Meinung unseres Blattes organisierte Massen stehen, die sich im Bewußtsein des gemeinsamen Zieles um uns scharen.

Die „Lodzer Volkszeitung“ tritt in das zweite Jahr ihres Bestehens. Möge es neue Erfolge bringen, möge es die Schar der Kämpfer vermehren und die Kräfte derselben stärken. Die Ziele, die wir uns gesteckt haben, sind hoch und edel, schwer aber ist der Weg, der zu ihnen führt. Doch wir lassen uns durch keinerlei Schwierigkeiten abschrecken. Unsere Pflicht ist es, für das Gute zu kämpfen. Der Sieg muß unser sein.

Lodz, den 28. Oktober 1924.

Die Schriftleitung
der „Lodzer Volkszeitung“.

Der falsche Weg.

Von

Artur Kronig, Sejmabgeordneter.

Ministerpräsident Grabki hat gesprochen. Die Regierungsvorlage über den Haushaltsplan für das Jahr 1925 bot ihm Gelegenheit, dem Sejm die Richtlinien seiner Politik in einem außerordentlich langen Expose zu unterbreiten. Auch Außenminister Skrzynski hat gesprochen. Seine anderthalbstündige, mit viel Pathos und ehrlicher Begeisterung vorgebrachte Rede fand eine große Zuhörerschaft auch unter den nicht zur Sejmkommission für auswärtige Angelegenheiten gehörenden Abgeordneten.

Beide Reden aber brachten eine große Enttäuschung. Das Land war gespannt auf die Äußerungen des Ministerpräsidenten; da man von ihm als dem verantwortlichen Haupt der Regierung erwartete, er werde klar und offen Stellung nehmen zu all den schwerwiegenden Problemen unserer inneren und äußeren Politik und gleichzeitig den Weg weisen, der das Volk aus dem wirtschaftlichen Elend führen und den Staat vor dem ihm drohenden Gefahren schützen würde. Was Grabki jedoch bot, war nichts weiter als eine Zusammenstellung von Zahlen, endlosen Zahlen, in denen der Sejm während seiner Rede zu ersticken drohte. Es war eine Vorlesung über Steuerpolitik, die Grabki dem hohen Hause hielt. Nicht als leitender Staatsmann sprach Grabki, sondern nur als Finanzminister, der sich in seinem Ressort eingekapselt hat und darüber hinaus nichts sieht.

Die Rede des Außenministers im Auswärtigen Ausschuss hatte bei dem größten Teil der Abgeordneten ein natürliches Interesse wachgerufen, da jeder in dieser bewegten Zeit die Meinung des Ministers zu unserer außenpolitischen Lage hören wollte. Statt dessen hörten wir — eine Vorlesung über das Genfer Protokoll. Eine mit großem Schwung gehaltene Vorlesung, aber ohne jedes Eindringen in die aktuellen Probleme der auswärtigen Politik.

Nichts Neues also. In der ganzen Welt finden bedeutende Änderungen statt, neue politische Konstellationen tauchen auf, wir gehen jedoch unseren alten Schlendrian weiter. Der Geist, der die Völker Europas heute beseelt, ist nicht mehr der Geist von 1919, ist nicht mehr der Geist des Versailler Friedens, der da glaubte, große, lebensfähige Völker aus dem Weltgeschehen gänzlich ausscheiden zu können. Europa sucht heute einen modus vivendi, die ehemaligen Siegerstaaten suchen heute Kompromisse zustandezubringen, um das politische und wirtschaftliche Leben Europas wieder in seine normalen Bahnen zurückzuführen. Deutschland und Rußland sind heute nicht mehr die Ausgestoßenen aus der Familie der Völker. Die meisten Staaten Europas haben sich zu ihnen schon anders eingestellt, oder sind im Begriff dies zu tun. Nur Polen beharrt in phlegmatischer Ruhe auf seinem ablehnenden Standpunkt. Der ehemalige französische Ministerpräsident Clemenceau hat im Jahre 1919 dem polnischen Staate die Rolle eines Stachelndrahts im Osten zugewiesen, der Europa vor der Welle des Bolschewismus zu schützen hätte. Gleichzeitig sollte Polen einen Teil des eisernen Ringes bilden, den die französische Politik eines Poincare um Deutschland zu schweißen begann. Es scheint, daß unsere leitenden Staatsmänner noch heute auf demselben Standpunkt stehen, daß unser Staat noch weiterhin treue Wacht halten soll für einen Bundesgenossen, der uns nichts, aber auch gar nichts bieten kann, und der, wenn sich ihm eine günstigere politische Konstellation eröffnen sollte, uns leichten Herzens fallen lassen wird. Wenn Grabki in seinem Expose drohend ausruft, daß Deutschland und Rußland auf keinen Fall im Rat des Völkerbundes einen Sitz bekommen dürften, falls ihn Polen nicht bekommt, so ist dies wiederum ein Beweis, daß wir auf demselben falschen Wege weiterstreiten, den unsere Politik von Anfang an eingeschlagen hat. Jedenfalls ist diese Stelle der Rede unseres Minister-

präsidenten ein wenig freundlicher Auftakt für die Verhandlungen mit Deutschland über den Abschluß eines Handelsvertrages.

Die englischen Wahlen und ihre Bedeutung.

Heut ist Wahltag in England. Heut wird die Entscheidung fallen, ob das englische Volk für eine Regierung der Arbeiter oder eine Regierung der Bürgerlichen ist. Die Entscheidung ist einfach und doch wieder nicht einfach. Ist sich das englische Volk in seiner Gesamtheit der Tragweite der Wahlen bewußt, dann wird Macdonald und seine Politik siegreich sein. Ein endgültiger und überlegener Wahlsieg der Arbeitspartei ist kaum zu erhoffen, wohl aber ein starkes Anwachsen der Mandate. Dies würde auch weiterhin Macdonald die Möglichkeit geben, das Ruder des Staates zu ergreifen und seine Friedenspolitik fortzusetzen. In die Einheitsfront der Arbeiterschaft ist von Showjetrußland ein Keil gejagt worden. Die Exekutive der dritten Internationale richtete an die englischen Kommunisten ein Geheim schreiben, in dem diese zur gewaltsamen Revolutionierung des Landes aufgefordert werden. Dieses Geheim schreiben hat die Leidenschaft entfacht. Und so ist der Augenblick eingetreten, den die Liberalen und Konservativen erhofften. Gegner sowie Anhänger der gewaltsamen Revolutionierung bekämpfen sich gegenseitig. Doch sind die Kommunisten verhältnismäßig schwach und dürften kaum irgend welchen größeren Einfluß durch die Wahlen gewinnen.

Der Ausgang der Wahlen in England ist von größter Bedeutung für das Wahlergebnis in Deutschland. Ein Sieg der englischen Arbeitspartei wird der deutschen Demokratie das Selbstbewußtsein stärken. Schon heute kann man voraussagen, daß die Linksparteien, vor allem aber die Sozialdemokratie stark an Stimmen gewinnen wird. Die törichten Kommunistenverfolgungen, die von der Regierung Marx-Stresemann betrieben werden, werden sicherlich dazu führen, daß auch diese Partei aus dem Wahlkampf geläutert hervorgeht. Die Reaktion scheint in Deutschland doch nicht so stark zu sein, wie es ihre Brüller vorgeben. Zudem kommt noch die Spaltung in der Deutschnationalen Partei. Bringt der 7. November den Deutschnationalen nicht die alte Mandatzahl, dann müssen diese Herrschaften auf den Bürgerblock und der damit verbundenen, verbrecherischen Politik verzichten. Die Mandateinbuße der Reaktion würde ein entscheidender Schritt vorwärts auf dem Wege der gemeinsamen Arbeit am Wiederaufbau Europas und der Versöhnung der Völker untereinander sein.

Frankreich blickt voller Erwartung auf das Ergebnis der Wahlen in England. Ein Sieg Macdonalds wird auch die Stellung Herriots stärken, die durch die Anerkennung Showjetrußlands stark erschüttert ist. Die französische Reaktion läuft Sturm gegen Herriot. Die Anerkennung Showjetrußlands durch Frankreich ist aber auch von größter Bedeutung für Polen. Die Anerkennung wird von der polnischen Presse als ein Dolchstoß in den Rücken des polnischen Volkes betrachtet. Frankreich, dem man bedingungslos vertraute, hat nun mit Showjetrußland angehängelt. Dadurch ist die polnische Ostmarkenpolitik ins Schwanken geraten. Für Polen heißt es, den neuen Strömungen, die durch das politische Leben in Europa gehen, Rechnung zu tragen. Polen muß nach einem friedlichen Nebeneinanderwohnen mit den Nachbarvölkern streben.

Hans Mühlendorff.

Sie werden sich selber helfen!

Die Polizei kann wahrhaften Patrioten nicht imponieren.

Wie die Tagesblätter melden, ist in Rowno in Wolhynien, wo des öfteren Ueberfälle der Diversionen erfolgen, ein „Komitee des Selbstschutzes“ entstanden. Dasselbe hat ein Flugblatt herausgegeben, das unsere Begriffe von Polizei- und sonstigem gesetzlichen Schutz einfach auf den Kopf stellt. Es lautet:

„Bürger! Eure Häuser, Gehöfte und Familien sind seitens der von den bolschewistischen Juden bezahlten Banden in Gefahr. Die Behörden geben uns nicht den genügenden Schutz. Deswegen haben wir den Selbstschutz organisiert. Vom heutigen Tage an rufen wir alle ehelichen Leute zum Selbstschutz auf. Wir warnen gleichzeitig! Jeder, der den bolschewistischen Banden durch Verbergen der Banditen oder durch Informierung derselben Hilfe leistet, wird zum Tode verurteilt und sein Vermögen niedergebrannt.“

Im Notfall werden wir ganze Dörfer niederbrennen.“

Das Wolhynische Komitee des Selbstschutzes.
Wolhynien, 1924.

Die Sprache dieses Flugblattes ist verdammt deutlich. Es wird einfach festgestellt, daß die Polizei nicht imstande ist, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Deswegen pfeifen die Herren vom Selbstschutzkomitee auf Gerichte oder Behörden und drohen mit dem Selbstschutz, der sich im Morden und Niederbrennen ganzer Dörfer äußert. Natürlich der Häuser der Russen, die zu Recht oder zu Unrecht der Mitwirkung an den Ueberfällen beschuldigt werden.

Was aber wird der von dem Komitee Bestrafte oder dessen Familienangehörige auf den Selbstschutz antworten? Der Gedanke ist nicht fern, daß auf einen Liter Benzin zwei und auf einen Mord zwei andere folgen werden. Das Ergebnis: Ein furchterlicher Bürgerkrieg und eine unmögliche Stellung der Regierung. Deswegen müßte

Herr Minister Hübner den Herren vom Selbstschutz ganz gehörig auf die Finger klopfen und ihnen raten, den Schutz dennoch der Polizei zu überlassen. Der Leidtragende müßte dann Polen selbst sein.

Die Linkspresse behauptet, daß Komitee und Aufruf der Sprache der „Endecja“ ähneln. Wir können natürlich nicht feststellen, ob die Herren vom Komitee mit der „Endecja“ verwandt sind oder nicht. Wenn wir auch etwas anderes behaupten wollten, so würde der geschätzte Leser dennoch eher an weißen als an roten Latendrang denken. Und deswegen müssen wir es unseren Lesern selbst überlassen, das Rätsel zu lösen, welche Farbe diese neue Justiz trägt.

China in Polen.

Ein General überfällt eine Redaktion.

Gen. Thomee, Befehlshaber der 15. Infanteriedivision in Bromberg, hat sich ein Stückchen geleistet, das nicht einmal in Mexiko, vielleicht nur noch in China möglich ist, wo heute der Bürgerkrieg wütet und jeder General machen kann, was er will. Gen. Thomee stürmte mit einer Abteilung Ulanen die Redaktion des „Dziennik Bydgoski“, um unter Drohungen vom Redakteur dieses Blattes die schriftliche Erklärung zu erpressen, Artikel des Ing. Leczycki nicht mehr aufzunehmen.

Die Artikel des Ingenieurs behandelten in sachlicher Weise die Mißstände im Heere. Da der General Thomee mit der Faust auf den Tisch schlug und Anstalten machte, die Redaktion durch die auf der Straße harrenden Ulanen besetzen zu lassen, gab der Redakteur die erpreßte Erklärung ab. Mit der Erklärung in der Tasche verließ dann der General die Redaktion.

Die sofort von dem Ueberfall benachrichtigte Polizei stellte starke Posten vor der Redaktion auf, um beim Erscheinen des Blattes, in dem ein ausführlicher Bericht veröffentlicht wurde, einen zweiten Ueberfall des tapferen Generals zu verhindern. Doch trotz der polizeilichen Wache, wagte es der Leutnant Zubr am nächsten Tage nach der Redaktion zu gehen und den Chefredakteur Toste zu ohrfeigen. Dem Redaktionspersonal gelang es, den wütenden Offizier zu entwaffnen und der Polizei zu übergeben. Diese Vorfälle fordern ein scharfes Einschreiten der Behörden. Es ist zu erwarten, daß auch das Kriegsministerium sich näher mit dem famosen General beschäftigen wird, der mit dem Revolver in der Hand und mit einer berittenen Ulanenabteilung die öffentliche Meinung diktiert will.

Fürwahr, chinesische Zustände sind nur noch in Polen möglich.

Thugutt ausgesetzt!

In der „Wyzwolenie“ ist man sich über den Wiedereintritt Thugutts in die „Wyzwolenie“ nicht einig. Es gibt in dieser Frage drei Gruppen. Die eine mit den Abg. Mocznicki und Poniatowski fordert die Wiederaufnahme Thugutts, die zweite mit Dabli an der Spitze erklärt, daß diese Frage sie nicht interessiert, während die dritte, die radikale Gruppe, an deren Spitze die Abg. Waleron und Rudzinski stehen, Thugutt nicht mehr aufnehmen will. Endgültig ist diese Frage aber noch nicht erledigt.

Was das Verhältnis der „Wyzwolenie“ zur Regierung betrifft, so fordert sie weitgehende Rekonstruktion der Regierung.

Einnahme Pekings.

Ohne Blutvergießen.

General Feng-Yu-Hsiang hat in aller Ruhe und vollständig unerwartet Peking besetzt. Er besitzt die vollständige Kontrolle der Hauptstadt. Alle Verbindungen sind abgeschnitten, die Stadttore geschlossen. Fong-Yu-Hsiang ließ eine Proklamation anschlagen, nach welcher er keinen Krieg führen wolle, der das Land ruiniert und den Verlust von vielen Menschenleben verursacht. Er hat eine Konferenz zwischen der Regierung und der Gegenseite einberufen, um dem Kriege Einhalt zu gebieten. Die Regierung ist dem Namen nach noch an der Macht, jedoch im Präsidentenpalais eingeschlossen.

Die Diktatur-Drohung der „Erwachenden Ungarn“.

Die „Erwachenden Ungarn“, die in Ungarn die Rolle der Faschisten in Italien spielen wollen, haben sich entschlossen, den Versuch zu machen, erst in Budapest Ordnung zu schaffen und dann auch im Reiche. Ihr parlamentarischer Führer Gömbös erklärte ganz offen, Mittel der Gewalt anzuwenden, um die Uebernahme der Kommunalwirtschaft in Budapest durch das „liberale Judenregime“ zu verhindern. Der Ministerpräsident Bethlen gab wohl die Erklärung ab, daß die Regierung gewappnet sei, diese Drohung nicht Wahrheit werden zu lassen, doch ist man über die Kampfansage der „Erwachenden“ im ganzen Lande sehr aufgebracht. Die Kampfansage der Erwachenden bedeutet immerhin eine Krise, denn es sind geheimnisvolle Kräfte am Werke, die eine Krise im Interesse ihrer dunklen Ziele heraufbeschwören wollen.

Das führende sozialdemokratische Organ, die „Nepszawa“ schreibt zu den Drohungen des Gömbös: Wer steht hinter

Zum Jahrestag der „Lodzzer Volkszeitung“

Die Anerkennung eines geistigen Arbeiters.

Arbeiter! Leser der Lodzzer Volkszeitung!

Jubiläum ist heute!... Ein Jahr Lodzzer Volkszeitung! Im Weltengange zwar nur eine kurze Spanne Zeit, und doch hat ein Jahr 365 Tage. 365 Tage, von denen jeder einzelne genügte, der Volkszeitung einige Steine in den Weg zu rollen. Nur einige kleine Steine, so aus „guter Volksgemeinschaft“ von ihren „lieben“ Kolleginnen... der deutschen Presse in Lodz.

Nicht leicht war die Geburt der „Volkszeitung“. Niemand, der Geburtshelfer sein wollte, niemand, der ihr Pate stand. Und die es tun konnten, wollten nicht. Sei es aus Brotneid, sei es aus Furcht, aus ihrer beschaulichen Ruhe, die höchstens hin und wieder durch ein träges Scherengeklapper unterbrochen wurde, gerüttelt und zu produktiver schriftlicher Arbeit gezwungen zu werden, sei es auch aus der dunklen Ahnung heraus, daß einst die Stunde kommen muß, wo diese ihre junge Kollegin gezwungen sein wird, ihnen die Maske „ihres Volkstums“ vom Gesicht zu reißen... Und doch hätten sie es tun sollen, schon aus Geschäftsklugheit, wenigstens die eine, die stets so „tapfer“ für die „deutschen“ Interessen (lies: alldeutsche Geldinteressen) eintritt, hätte, um die deutsche Linie zu wahren, aus reiner Volksgemeinschaft die neue deutsche Zeitung als willkommene Mitkämpferin um die Rechte der deutschen Minderheit in Polen begrüßen müssen. Sie taten es nicht... sie schwiegen über den Zuwachs an deutschem Kulturgut. Und doch half es nichts. Die Lodzzer Volkszeitung lebt und entwickelt sich, ganz aus eigener Kraft. Sie, der man das schlechteste Heroskop stellte, der man nur einige Wochen Leben gönnen wollte, hat sich in dem Fühlen und Denken ihrer Leser so festgeankert, daß selbst ein großer Sturm diese jüngste deutsche Eiche nicht entwurzeln kann. Sie hat eine Leserschaft erreicht, die der beiden anderen, in deutscher Sprache erscheinenden Blättern nicht nur nicht nachsteht, ja sie schon überholt hat, und das erfüllt uns mit freudigem Stolz, mit einer seltenen Genugtuung. Wir deutschen Arbeiter wissen nun, daß wir in unserem Kampfe um einen besseren Morgen eine tatkräftige Führerin, einen sicheren Beistand besitzen. Diese Gewißheit läßt uns mit einer freudigen Zuversicht in die Zukunft schauen und das Beste für unseren Kampf erhoffen. Nun kann es nicht mehr vorkommen, wie seinerzeit bei den Lodzzer Stadttratwahlen, als der damalige Geschäftsführer der „guten“ deutschen Zeitung, ein Herr F., in seiner stinkenden Wahlpropaganda, Gift und Geißer gegen unsere Führer spie, ganze Spalten seines Blattes mit dem geistigen Dreck seines faulenden Gehirns füllte, nur zu dem alleinigen Zweck, unsere Männer in den Augen der Öffentlichkeit unmöglich zu machen, sie so zu besudeln, daß selbst ein hungriger Hund kein Stückchen Brot mehr von ihnen nehmen sollte. Der Ausfall der Wahlen war die beste Antwort auf soviel Schmutz und Lüge.

Heute, heute sind dergleichen Angriffe unmöglich. Die Lodzzer Volkszeitung würde es verstehen sie zurückzuweisen und nötigenfalls solch dunkle Ehrenmänner, die, ihre Stellung mißbrauchend, aus einer Redaktion einen Augiasstall machen, schonungslos vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.

Die Wahlpropaganda für die Stadttratwahlen in Alexandrow schien am Anfange zu einem ähnlichen Verleumdungsfeldzuge gegen unsere Männer ausarten zu wollen, doch besann man sich rechtzeitig eines Besseren. Der Ausgang dieser Wahlen bewies aufs

neue, daß die „Lodzzer Volkszeitung“ wirklich das führende Organ des deutschen Volkspolitikers im ehemaligen Kongresspolen ist.

Und nun kamen die Wahlen für die Stadtverwaltung in Konstantynow.

Die Frage stand: Was werden „die Herren Bürgerlichen“ diesmal tun? Werden sie wiederum mit Verleumdung, Schmutz und Lüge in den Kampf ziehen? Oder haben sie das Ausichtslose ihres Beginns endlich eingesehen? — Ja, sie hatten es eingesehen! Sie verzichteten diesmal auf ihre „gutbürgerlichen“ Kampfmethoden und zogen Hand in Hand mit unseren Männern in den Wahlkampf.

Arbeiter! Volksgenossen! Wer brachte nun dies Wunder zustande? Wer gab Veranlassung zu solch friedlichem und nutzbringendem Tun? — Wer anders als die Lodzzer Volkszeitung und die Männer, die sich um sie scharen! Sie haben es stets verstanden, ohne all die Kniffe und Mänschen der Bürgerlichen, ohne Verleumdung und Denunziation in den Kampf zu ziehen und zu siegen. Und der Sieg war ihnen stets sicher, da ihre Sache gerecht war. Ehrlichkeit und Gerechtigkeit, das war der Leitstern ihres Weges und das Geheimnis ihrer Siege. Und „frei unter Freien, gleich unter Gleichen“ ist das Endziel. So geht ihr Bestreben nicht nur dahin, die Deutschen zu einen und um ihr Banner „Die Volkszeitung“ zu sammeln, sondern sie wollen auch eine Brücke schlagen von Volk zu Volk, zwischen den Deutschen und Polen. Sie wollen die Gegensätze mildern und die Wege ebnen zu einem brüderlichen Zusammenleben aller arbeitenden Bürger unserer polnischen Heimat.

Arbeiter! Leser der Volkszeitung! Männer eines Geistes! Uns alle durchglühen diese Gedanken. Wir alle ersehnen dies friedliche Zusammenleben und sind fest davon überzeugt, daß nur die Volkszeitung uns diesem Ziele näherbringen kann. Sie soll uns Mahnerin sein, treu zu bleiben diesen Vorfahren und Brönnen zugleich, an dem wir Erquickung und Labung finden.

Darum wollen wir uns heute, am ersten Jahrestage ihres Erscheinens, im Geiste die Hände reichen und einen Schwur bilden um unser Blatt und unsere Führer. Wir wollen ihnen an dieser Stelle als Dank für ihr vorbildliches Eintreten für die Interessen des deutschen Volkes das freiwillige Gelöbniß ablegen, fest und unerschütterlich bei der Volkszeitung zu stehen und stets für sie einzutreten, nach bestem Können.

Somit in Treue geeint, das Ziel im Auge, vorwärts!

Hoch die Lodzzer Volkszeitung!
Sie lebe und gedeihe!

Karl Speert.

Lodz, den 28. Oktober.

Gesang der Arbeiter.

Mit dröhnenden Schritten
Wir schreiten einher,
Am Wehstuhl der Zeiten zu weben.
Habt acht, ihr da vorne,
Gebt frei die Bahn,
Wir wollen vom Staub uns erheben.

Seit Menschengedenken
Das Joch auf der Stirn —
Ist es fordern wir unser Recht.
Wir heben, wir heben
Uns kraftvoll empor.
Und mit uns ein neues Geschlecht.

Wir sind die Massen,
Wir tragen die Last,
Wir schaffen und mühen und sorgen,
Wir dienen der Menschheit
Mit Schweiß und Blut,
So gestern, so heute, so morgen.

Wir wollen nicht länger
Am Lebensbankett
Als Knechte geduldet nur sein,
Als Freie wir wollen
Erhobenen Hauptes
Zur großen Türe herein.

Mit dröhnenden Schritten
Wir schreiten einher,
Die neuen Zeiten zu künden:
Ein Feuer, das glimmend
Im Seitenschuß geruht,
Wird sich zur Flamme entzünden.

Wir führen zum Siege
Die junge Welt,
Ein Ruf der Freiheit erschallt:
Das Alte muß fallen,
Dem Neuen der Sieg!
Wir springen der Ketten Gewalt. W. B.

Lodz bei Nacht.

(Für die Lodzzer Volkszeitung geschrieben.)

Von Arthur Kobusch.

Zu schwindelnder Höhe recken sich Schornsteine empor, hochmütig, trotzig, erhaben. Drohend und geheimnisvoll wachsen gigantische Schatten in die mondliche Nacht. Ueber das armenige, hastende, um kümmerliches Dasein kämpfende Erdenleben, über die sonst tosende, dampfende, von Maschinenlärm angefüllte Stadt herrscht Ruhe. Der Mond beleuchtet ein Bild, das fast ein friedliches Gepräge hat.

Sanft gleiten die Strahlen der einzelnen Lichter durch verlassene Arbeitsräume und unter der magischen Beleuchtung geben die sonst keuchenden Maschinen etwas geheimnisvolles Unerforschliches von sich. Von der Decke herab laufen eine unentwirrbare Menge von Treibriemen, die zu den stillstehenden feiernden Maschinen hinabführen. Die alles verhüllende Nacht hat ihnen die Ruhe gegeben, — bis der neue Morgen anbricht, der sie wieder zu tätigem Leben erweckt. Dann beginnt wieder das Ringen um das tägliche Brot, das Schaffen jedes einzelnen Menschen. Dann dringt der Lärm der Maschinen, das Getöse, das Arbeitslied durch die weiten Fabriksäle. Tagein, — tagaus, — dieselbe Melodie: jublierend, freudig, hoffnungsvoll, traurig, verbittert, — so singen auch die Maschinen, je nach der Stimmung der Menschen.

Abendfrieden liegt über der Stadt. Verstummt ist alles Geräusch. Ein blauer, im Silberschein des Mondes schimmernder Himmel wölbt sich über all die Menschen, die nichts als die Erfüllung ihrer Pflicht kennen, die schweigen als geborene Sklaven der Einzelnen.

Vange Fabrikthür mit hohen geschlossenen eisernen Toren, erwarten dunkel und verlassen den kommenden Morgen, — der auch sie zu neuem Leben erweckt, den Morgen, an dem wieder Tausende von Männern und

Frauen im rohen Arbeitskittel fleißig die Hände regen müssen, um für sich und die ihrigen das zum Leben nötige tägliche Brot zu verdienen. All das Elend, all den Jammer, die Not der tausenden Menschen, die der Tag schamlos preisgibt, — bedeckt die alles verhüllende Nacht mit verständnisvoller Güte.

Und doch scheint es, als ob die Menschen, all das Dunkle nicht bemerken, als ob sie mit geschlossenen Augen an all dem eigenen Elend vorbeigehen würden. Es ist die Nacht der Gewohnheit, die all den Ruf und Rauch vergessen macht. — Es ist die Heimat! Wer zwischen den Schornsteinen groß geworden ist, hat vergessen, daß ohne diesen Rauch und Ruf, der Himmel blauer, die Luft reiner, die Sonne heller scheinen würde.

Und während tausende Menschen, müde und ruhelos, sorgenvoll und mit qualvollen Herzen sich schlaflos auf ihrem Lager wälzen, und über den kommenden Tag nachdenken, was er bringen mag, — herrscht in einigen Straßen derselben Stadt ein taumelndes stöhliches Leben, — vergeuden andere das hundertfache des dem Arbeiter so kärglich bemessenen Lohnes. Sie denken nicht an den Tag der Abrechnung, an den neuen Morgen. Was wissen sie auch von den Nöten des Lebens, sie kennen die Sorgen der Alltäglichkeit nicht. Was wissen sie von der Arbeit, vom Brotverdienen, im Schweiß des Angesichts? —

Was wissen all diese Menschen vom Abendfrieden, vom Feierabend?

Tausende Menschen strömen aus Kinotheatern, — noch ganz unter dem Bann der nervenaufpeitschenden Dramen, deren Inhalt grelle Plakate an allen Straßenecken aufweisen. Aus überfüllten Kaffeehäusern dringt Musik, eifertige Kellner mustern mit Kennerblicken die bunt zusammengewürfelte Menge der Gäste. Kleine Konfektbäckereien, mit ihren kaum den Flegeljahren entwachsenen Bisarbis, denen trotz aller Fröhlichkeit doch die Angst auf dem Gesicht geschrieben steht, — die Angst vor dem kommenden Morgen, — proken mit dem leicht verdienten

Gelde, während andere hungrig zu Bett gehen mußten, noch andere vielleicht nicht haben, wo ihr Haupt hinzu legen. Kinder betteln um Brot, das die Mutter ihnen nicht geben kann.

Und doch wölbt sich über allen, über Hungrigen und Satten, Armen und Reichen, über Lebensmüden und von Lebenslust starrenden Menschen, der gleiche Himmel, leuchten über allen die ungezählten glänzenden Sterne, schwebt über allen die friedliche Nacht, die einen neuen Morgen verkündet, einen neuen Tag verheißt!

Wann wird der neue Morgen anbrechen, der Morgen neuen Schaffens, einer gerechteren Weltordnung? —

Wann bricht der Morgen des neuen Tages an, des Tages des Glücks? Wann kommt der Tag der Erlösung?

Arbeit schändet nicht.

Es gibt einen Grundsatz der sittlichen Demokratie, das ist die Achtung vor der Arbeit. Dort, wo jede Arbeit gleich geachtet und gleich heilig ist, dort gibt es keine Berechtigung, die Vertreter der Arbeit in sozial niedere und höhere einzuteilen.

Henryk Sienkiewicz.

Der Sozialist.

„Ich bin schon seit einer Reihe von Jahren Sozialist und werde mit jedem Tage mehr Sozialist. Ich bin Sozialist, weil der Sozialismus die Gerechtigkeit ist; ich bin Sozialist, weil der Sozialismus die Wahrheit ist; der Sozialismus wird aus dem Lohnsystem so unvermeidlich hervorgehen, wie das Lohnsystem der Leibeigenschaft folgte. Man kann den Fortschritt des Sozialismus verneinen, doch nur, weil die meisten Menschen den Bestand dessen verneinen, wovor sie sich fürchten.“

Anatole France.

Die Zusammengehörigkeit der geistigen und körperlichen Arbeiter.

Von

Sejmabgeordneter Dipl.-Ing. Emil Zerbe.

Der moderne Sozialismus will an Stelle der Teilung von geistiger und körperlicher Arbeit, die von Seiten des Kapitalismus gepflegt wurde, ihre Vereinigung setzen, damit Wissenschaft und Arbeit zusammen gehen können. In ähnlicher Absicht forderte schon das alte Manifest von Marx und Engels neben der öffentlichen und unentgeltlichen Erziehung aller Kinder die „Vereinigung der Erziehung mit der materiellen Produktion“. Und tatsächlich besteht ja gerade das bemerkenswerte Neue unserer bis in die tiefsten Tiefen von aufrührenden Fragen durchwühlten Zeit darin, daß endlich die Kopfarbeiter und die Handarbeiter, die körperlichen und geistigen Arbeiter, sich zu politischer Bundesgenossenschaft zusammensuchen. Und von dem völligen Zustandekommen dieses Bündnisses hängt es in erster Linie ab, ob die kommende Sozialisierung unseres Gesellschaftslebens sich auf dem Wege eines stetigen und im gewissen Sinne organischen Ueberganges vollziehen wird.

Aber noch immer besteht für viele geistigen Arbeiter die Frage: Wohin? Sie heischt immer ungestümmere Antwort. Nur wenige haben es bisher erkannt, daß der Weg der geistigen Arbeiter ins proletarische Lager führt, daß Kopf- und Handarbeiter zusammengehören. Es ist nicht leicht eine Bresche in die Mauer der Vorurteile und des Ständesdünkels zu schlagen, mit der sich die Kreise der Kopfarbeiter umgeben haben. Es ist schwer, sie zu bewegen, ernstlich über ihre gesellschaftliche Lage nachzudenken. Spricht man mit ihnen über diese Dinge, um sie zu veranlassen, darauf einzugehen, dann bekommt man oft zu hören: „Was sollen wir tun, wir sind doch keine Arbeiter, können also auch nicht die Methoden der Arbeiter zur Verbesserung unserer Lage anwenden.“ Mit Enttäuschung protestieren sie dagegen, zu den Proletariern gerechnet zu werden, da sie zu etwas Höherem geboren zu sein glauben.

Wie kann man also von Zusammengehörigkeit der Kopf- und Handarbeiter reden, wo selbst das Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlt? Von diesem Gefühl ist in der Tat verdammt wenig zu merken, besonders auf der Seite der geistigen Arbeiter. Die körperlichen Arbeiter wußten längst, daß die Kopfarbeiter ebenso Ausbeutungsobjekte für den Unternehmer sind, wie sie selbst, und sie rechneten dieselben daher auch zu ihrer Klasse, zu der Arbeiterklasse im weitesten Sinne des Wortes. Der einzige

Unterschied besteht darin, daß der eine Teil mit der Hand und der andere mit dem Kopfe für das Profit des Unternehmers arbeitet. Es wäre zu erwarten gewesen, daß heute, wo sich vor den geistigen Arbeitern das Gespenst der Proletarisierung drohend erhebt, eine grundlegende Aenderung im Verhältnis derselben zu den körperlichen Arbeitern sich Bahn brechen würde. Dem ist jedoch nicht so. Die Erbitterung der „Intellektuellen“ über ihre heutige wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage hat ihnen die Augen geblendet. Als ob an der Verelendung des sogenannten neuen Mittelstandes, zu dem sich mit so großer Vorliebe die geistigen Arbeiter rechnen, der Handwerker schuld wäre. Nur die Klarsehenden traten in die Reihen der um ein gerechteres Leben kämpfenden Arbeiterschaft. Viele gingen jedoch nicht über. Sie hielten nicht zur Arbeiterschaft; ihre Vorurteile bekamen sogar etwas Verbohrtens und Verbisenes. Dies ist auch der Grund dafür, daß der körperliche Arbeiter, der die Verbrüderung mit den geistigen Arbeitern mit Ungeduld ersehnt, in dem brüderlichen Gruß des einen Teiles der Kopfarbeiter an die Handarbeit die letzte und äußerste Ehrlichkeit vermisst. Und so glaubt jeder Teil seinen eigenen Weg gehen zu müssen. Die in der letzten Zeit immer fühlbarer werdende Not, wird die geistigen Arbeiter jedoch dazu zwingen, die eingenommene Stellung zu verlassen und ins Lager der Arbeiterschaft überzugehen, wo man auf sie mit offenen Armen wartet, auch wenn der körperliche Arbeiter über sie erboht ist und mit dem Gedanken spielt, daß er auch allein fertig werden wird. Die heute immer noch nicht ganz überbrückte Kluft, die die beiden natürlichen Verbündeten trennt, muß überbrückt werden. Mit der Einsicht, daß gesündigt worden ist von hüben ebenso sehr wie von drüben, wird sich auch die Brücke bauen lassen.

Es kann keine Harmonie zwischen den geistigen Arbeitern und den kapitalistischen Unternehmern bestehen, wohl aber eine ganz natürliche zwischen den verschiedenen Kategorien der Ausgebeuteten. Diese Harmonie zwischen den verschiedenen Gruppen in den Reihen der Hand- sowie Kopfarbeiter ist notwendig, um sich über Mittel und Wege zum Vorwärtsschreiten verständigen zu können. Notwendiger aber, viel notwendiger ist die Solidarität zwischen den einzelnen Berufsschichten, zwischen den Hand- und Kopfarbeitern. Diese Solidarität ist es, auf die sich beide Teile in der Zukunft stützen werden müssen. Gelingt es, das heute so notwendige freie und ehrliche Bündnis zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, zwischen höheren geistigen Leistungen und einfacher Arbeit, im vollen Umfange herzustellen, so ist der endgültige Sieg der Werktätigen in absehbarer Zeit sicher. Daher dürfen die

geistigen Arbeiter nicht verkennen, daß es für sie nur einen Weg gibt, der ins Freie führt, den Weg mit den körperlichen Arbeitern, — den Weg mit der klassenbewußten Arbeiterschaft.

Die Selbstverwaltung von Lodz.

Von

L. Kul, Stadtverordneter.

Nach dem Abzug der deutschen Okkupationsbehörden erhielt Lodz die erste völlig autonome Selbstverwaltung. Die im Jahre 1919 unsichere Rechte, für die die Freiheit Polens ganz unerwartet kam, hatte bei den ersten Stadtratwahlen mit ihren Wahllosungen keinen Erfolg. Die meisten Stimmen erhielt die Polnische Sozialistische Partei, die mit 25 Stadtverordneten in den Stadtrat ziehen und die Führung im Magistrat übernehmen konnte. Die Anordnungen des sozialistischen Magistrats, die in den meisten Fällen zielbewußt und zweckentsprechend waren, fanden im ganzen Lande Beifall. Sogar der Städtekongreß hat festgestellt, daß der Lodzger sozialistische Magistrat den anderen Selbstverwaltungen zum Vorbild dienen kann.

Die rechtsstehende polnische, deutsche und jüdische Presse kam der Reaktion jedoch schon nach ganz kurzer Zeit in der Bekämpfung des zwar befähigten, aber doch roten Magistrats zur Hilfe. Diese gemeinsame Front der vereinigten Reaktion erzielte gar bald den Umschwung der Meinung über die verhassten Roten. Schon nach kurzer Zeit gewöhnte sich die gesamte Bürgerschaft daran, von dem P. P. S. Magistrat nur in wegwerfender Weise zu sprechen. Der Opportunismus der Magistratsführer, der den Gegnern genug Gelegenheit zum Angriff bot, führte ebenfalls zur Erschütterung des Vertrauens zu den Sozialisten. Auch das nicht immer korrekte Verhalten der P. P. S. den völkischen Minderheiten gegenüber förderte keinesfalls eine gute Meinung. Dazu kam der Austritt der N. P. R. aus dem Stadtrat und deren geradezu sträfliche demagogische Bekämpfung aller, auch der besten Anordnungen des Magistrats.

Diesem gemeinsamen Ansturm konnte oder wollte die P. P. S. nicht standhalten. Ihre Magistratsmitglieder, die diesem schmutzigen Kampfe Kraft ihrer Erfahrungen und des ihnen zur Verfügung stehenden Materials entgegentreten konnten, verabscheuten es, unter die Massen zu gehen. Und so endete dieser ungleiche Kampf damit, daß der gegenwärtige Stadtrat 24 Chjenisten und 20 N. P. R.-Männer zählt.

Diese Mehrheit, die von den rechtsstehenden Juden und Deutschen unterstützt wird, führte gleich von vornherein die Taktik der Faust in den Stadtrat ein. Die Opposition, zu der neben den 9 Stadtverordneten der P. P. S. und den 5 der Deutschen Arbeitspartei, auch 3 des „Bund“, 1 der „Poalej Zion“ und 1 der Partei „Hifachuth“ gehören, wurde gleich am Anfang der Kadenz gewaltsam am Reden gehindert. Die Debatten hatten und haben bis heute nichts mit der Stadtwirtschaft zu tun, sondern sind nur Parteikämpfe zwischen rechts und links. Und neben diesem Parteikampf wird an Stelle der

Deutsches Theater.

Theaterverein „Thalia“, Theater und Kritiker.

Vor ungefähr anderthalb Jahren hat sich in Lodz unter dem Namen „Thalia“ ein Theaterverein aufgetan, der es sich zum Ziel gesetzt hat, unsrer Stadt ein eigenes Deutsches Theater zu schenken. Ein sehr lobenswertes Ziel. Es wird sich kaum jemand finden, der dies nicht freudig begrüßt hätte. Obwohl nicht alles so ist, wie es sein sollte, so ist doch ein Stück Arbeit geleistet worden. Und wir sind nicht die letzten, die dies zu schätzen wissen.

Dem Theaterverein gehören nur Mitglieder der sogenannten oberen Zweihundert an, die durch Beiträge dem Verein die Existenzmöglichkeit geben. Ein paar Industrielle kommen jedoch für den Löwenanteil der zum Unterhalt des Theaters notwendigen Summen auf. Solange diese Herren mitmachen, wird sich der Theaterverein und mit ihm das Deutsche Theater wohl über Wasser halten können. Doch was dann, wenn die Zuschüsse der Industriellen aufhören? Das ist die große Frage des Seins oder Nichtseins des Deutschen Theaters! Der Theaterverein muß auf eine breitere Basis aufgebaut werden, er muß alle Volksschichten umfassen, wenn das so hoffnungsvoll begonnene Werk nicht schmächtig Schiffbruch erleiden soll. Mit Politik hat dies nichts zu tun. Es heißt eine Kunststätte zu schaffen, die in kultureller Hinsicht alle Volksschichten mit einem festen Band umschließen soll.

So kurz auch der Theaterverein besteht, so hat er doch schon einige Wehen durchlebt. Die Verwaltung hat gewechselt. Es stehen heute beispielsweise nur Strohmannen an der Spitze. Die Hauptmänner, die Industriellen, halten sich aus politischer Klugheit im Hintergrund. Ob dies gerechtfertigt ist, lassen wir dahingestellt sein. Jedenfalls ist auch die stille Teilnahme an dem kulturellen Leben ein Stück Bekenntnis zum Deutschtum. Und dies ist eine große und zugleich erfreuliche Ueberraschung, denn aus

diesen Kreisen rekrutierten sich hauptsächlich die Ueberläufer, die Renegaten; die aus Gewinnrücksichten ihr Volkstum abstreifen, wie man ein Hemd abstreift.

Das Ensemble des Deutschen Theaters ist nicht schlecht. Es zählen dazu Mitglieder, die in den wenigen Vorstellungen hervorragende Leistungen aufzuweisen haben. Schon jetzt eine Würdigung des gesamten Ensembles zu geben, ist unmöglich. Nicht unerwähnt möchten wir jedoch die Damen und Herren lassen, die uns etwas von der wahren Kunst boten und in uns das Empfinden stärkten, daß es die Theaterdirektion und der Theaterverein nicht bloß darauf abgesehen haben, mit aggressivem Ungeist, mit süßlichem Aretinisimus in Verbindung mit vier Pfänstel nackten Frauenkörpern ein Geschäft zu machen und dann die Bude zu schließen.

Im Mittelpunkt der bisherigen Aufführungen steht „Aimée“ von Paul Gerardy. Frau van Draaz, die die Rolle der Aimée verkörperte, beherrschte geradezu mit einer Vollendung die Skala der Gefühle einer gehegten Frauenseele, daß auch der Anspruchsvollste ihr im Stillen für den Kunstgenuß dankte. Neben van Draaz sind noch die Damen Joitik und Falk sowie die Herren Rosen, Links und Miller zu nennen, die wir in der kurzen Zeit ebenfalls zu schätzen gelernt haben. Zwei erste Kräfte fehlen noch. Es sind dies die Herren Guido Trödt und Heinz Stallert. Durch diese beiden Herren verstärkt, dürfte das Ensemble lebensfähig sein und uns manch Schönes bieten.

Mit der künstlerischen Leitung des Theaters sind wir weniger zufrieden. Die Auswahl der Stoffe war bisher nicht besonders glücklich. Die leichteren Stücke, die wir zu sehen bekamen, sind kaum geeignet, dem Theater ein höheres künstlerisches Niveau zu geben. Das Theater ist nicht nur dafür da, um ein Amüsierungsbedürfnis zu befriedigen. Die Aufgaben sind weit größer. Es muß uns wirkliche Kunstwerke vermitteln und sie in uns zum Erlebnis werden lassen. Mit etwas mehr ehrgeizigem Willen, sowie durch einen besseren Geschmack und sorgsamer Auswahl der Stoffe dürfte es sicherlich nicht allzu schwer fallen,

aus dem Deutschen Theater allmählich ein Kulturtheater zu machen.

Selbstverständlich hängt auch viel vom Publikum und nicht zuletzt von den Kritikern ab. Bezeichnend und zugleich beschämend ist es für uns Lodzger, daß gerade „Frau Lohengrin“ zum ersten Mal ein ausverkauftes Haus brachte. Hier müßte die Kritik einsteigen. Es ist nicht angängig, daß vielleicht irgend ein rühselfelig-naiver Schmarren von der Kritik zum literarischen Kunstwerk erhoben wird, nur weil die tüchtige Theaterleitung aus Geschäftsinstinkt den feinsten Geschmack des Publikums getroffen hat. Die Lebenswürdigkeit solcher Kritiker geht entschieden zu weit. Die Kritik ist dann nicht mehr Kritik. Sie ist Vereinsterei. Und das soll sie bei einem Theater doch nicht sein.

A. Z.

Des Kaisers Amme.

Von W. Doroschewitsch.

Hwan-gli, der erhabene Herrscher, erwachte eines Morgens und fühlte sich nicht wohl.

Der Kaiser ist krank!

Im Palais gingen Gerüchte umher.

Viele grüßten den ersten Minister nicht mehr.

Die besten Aerzte, bleich vor Schrecken, untersuchten unter vielen Büdingen und endlosen Entschuldigungen den Kaiser, und der Leibarzt warf sich in den Staub und rief:

„Erlaubst du, daß ich dir die ganze Wahrheit sage, erhabener Herrscher?“

„Sprich!“ erlaubte der erhabene Herrscher.

„Gewiß bist du der Sohn des Himmels!“ begann der Leibarzt. „Aber in deiner unsäglichen Gnade läßt du dich manchmal zu den Menschen herab und gerührst sogar an solchen Krankheiten zu erkranken, an welchen ganz gewöhnliche Sterbliche leiden. Heute ist der Tag deiner ganz

städtischen Wirtschaftspolitik die hohe Staatspolitik betrieben. Das beliebteste Steckenpferd der Mehrheit ist die Feststellung, daß die völkischen Minderheiten Staatsfeinde seien. Ueber dieses Thema, das nie etwas mit dem zur Beratung gestellten Gegenstande zu tun hat, verstehen besonders die N. P. R.-Leute Stundenlang zu reden. Die Minderheit, die als der ständig angerempelte Teil auf diese Anschuldigungen reagiert, wird durch Straßenjungenrufe „Nach Berlin!“ und „Nach Palästina!“ geschickt.

Fast in jeder Sitzung kommt die Auszahlung von Subsidien an chauvinistische, reine Parteipersonen oder Körperschaften (natürlich der Mehrheitsparteien) zur Beschlusfassung. Städtische Plätze werden an die Regierungsparteien „verkauft“. Für die Schul- und Kulturbedürfnisse aber, für die elementarsten kulturellen, sanitären, ja sogar rein wirtschaftlichen Bedürfnisse hat der Magistrat und die Mehrheit kein Verständnis. Die gesamte Tätigkeit ist im Interesse der eigenen Partei und nicht im Interesse der Allgemeinheit eingestellt. So hat man z. B. in der letzten Sitzung beschlossen, dem Roten Kreuz in Grusien (1) 10 000 Sloth als Unterstützung auszugeben. Daß dieser Art Sympathiegebungen in das Gebiet des Außenministeriums gehören und mit einer Stadtwirtschaft nichts zu tun haben, ist den Herren Gewaltherren nicht zu erklären.

Die Folgen davon sind, daß jeder, auch der ungebildetste und unintelligenteste Stadtvater die Rolle als Innen- und Außenminister des Staates, nicht aber den Wirt der Stadt spielen will. Die kulturelle Entwicklung schreitet nicht vorwärts, sondern geht zurück, die sanitären Zustände sind für eine Halbmillionenstadt geradezu skandalös, die Schulpolitik trägt den Stempel der Minderheitenbedrückung, die Bauabteilung ist eine Abteilung zur Zerstörung des bereits Aufgebauten, die Wirtschaftsabteilung wird die Abteilung der Mißwirtschaft genannt und die Steuerabteilung zieht Steuern ein, die zu erheben sie kein Recht hat. Zum Beispiel die Steuer von den Straßenbahnfahrkarten, die von der Regierung längst abgeschafft ist, die Einziehung der Elektrizitätssteuer in den ersten drei Monaten dieses Jahres, obwohl diese Steuer von der Regierung annulliert wurde, u. a. m.

Dabei führt der Magistrat eine Personalpolitik, die die Entlassung der politischen Gegner und die Einstellung der eigenen Gevattern zum Ziele hat. Bei der Einstellung von 24 Arbeitern in den letzten Tagen z. B. wurde 21 Leuten der N. P. R. und nur 3 des Klassenverbandes Beschäftigung erteilt. Der Magistrat arbeitet mit einer starken Unterbilanz und beschloß, den Bau der Kanalisation und Wasserleitung aus eigenen (1) Mitteln. Daß ohne einer Innen- oder Auslandsanleihe die für den Bau erforderlichen 75 Millionen Sloth nie aufgetrieben werden können, ist für jeden verständlich. Der Mehrheit aber geht es um die Durchführung dieses Beschlusses, um bei Neuwahlen ein Wahlargument zu besitzen.

Als dieser Tage ein um die Entwicklung der Stadt verdienstvoller Bürger, der jahrelang im Magistrat eine hohe Stellung bekleidete und der Mehrheit in politischer Beziehung keinesfalls fernsteht, um seine Meinung über den heutigen Magistrat befragt wurde, erklärte er: „Im heutigen Magistrat wird nicht gearbeitet, sondern die Warschauer hohe Politik getrieben!“

besonders gnädigen Herablassung: du hast dir einfach den Magen verdorben.“

Der erhabene Herrscher geriet in Erstaunen.

„Wie? Zur Nacht habe ich nach den Vorschriften meiner ehrwürdigen Ahnen nichts zu mir genommen als die Milch meiner Amme. Dreihundertundsechzig Monate bin ich Kaiser und nähere mich, wie es sein muß, ausschließlich mit Ammenmilch. Es haben bei mir dreihundertundsechzig Ammen gewechselt und es ist mir bisher nichts dergleichen passiert. Wer hat meine Amme überfüttert und womit?“

Sofort wurde strengste Untersuchung geführt, aber es erwies sich, daß die Amme nur die besten Speisen und diese in mäßiger Menge bekam.

„Vielleicht ist sie von Natur kränzlich. Was haben die angefaßt, die sie ausgewählt haben?“ erzürnte sich der erhabene Herrscher. „Die ärztlichen Verbrecher müssen erfaßt und hingerichtet werden!“

Die Schuldigen wurden erfaßt und hingerichtet, aber nach sorgfältigster Untersuchung stellte es sich heraus, daß sie nichts dafür konnten: die Amme war nämlich vorbildlich gesund.

Nun befahl der erhabene Herrscher die Amme zu sich.

„Erhabener Herrscher, Sohn des Himmels, Gerechtigkeit der Welt!“ antwortete die zitternde Amme. „Du suchst die Wahrheit nicht dort, wo sie sich versteckt hat. Es hat mich niemand überfüttert und ich habe auch nicht zu viel und nichts Schlechtes gegessen. Meine Milch verdorbt, weil ich mich darüber gräme, was bei mir zu Hause vorgeht.“

„Was geht denn bei dir zu Hause vor?“ fragte der erhabene Herrscher.

„Ich bin aus der Provinz Petchili gebürtig. Dort herrscht in deinem Namen der Mandarin Ki-Ni. Und wie er dort herrscht, und was er dort treibt, ist grauenhaft und entsetzlich. Er hat unser Haus verkauft und den ganzen Erdboden an sich genommen, weil wir die Bestechungssumme,

Dieses Urteil ist deutlich. Wir wollen unseren Standpunkt als deutsche Minderheit bei der Beurteilung der heutigen Selbstverwaltung ganz außer acht lassen, obwohl der Magistrat auch uns gegenüber große Sünden auf dem Kerbholz hat. Rein sachlich aber, als Bürger unserer Stadt, müssen wir feststellen, daß der heutige Magistrat für die Stadtwirtschaft von größtem Schaden ist. Die Behandlung des Magistrats und der Stadt als Privatunternehmen der heutigen Mehrheit schädigt unsere Halbmillionenstadt gräßlich.“

Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht fern — der Sejm verspricht die neue Stadtwahlordnung für den Sommer 1925 —, an dem den heutigen Stiefvätern das Handwerk gelegt wird.

Die Bevölkerung, die jetzt den Unterschied zwischen Sozialisten und Nationalisten erkannt hat, wird hieraus sicher die Lehren ziehen, die bei den nächsten Wahlen unserer Stadtwirtschaft ein anderes Gepräge geben werden.

Sienkiewicz in seiner Heimat.

Die Leiche des großen polnischen Schriftstellers, Henryk Sienkiewicz, ist auf Wunsch des polnischen Volkes von dem einsamen Friedhof in Devey, Schweiz, nach Polen transportiert worden. Der Transport glich einem Triumphzuge. Durch die Ehrungen, die überall dem toten Schriftsteller erwiesen wurden, wurde das zur Selbstständigkeit erwachte polnische Volk geehrt. Der Abtransport aus Devey war mit großen Trauerfeierlichkeiten verbunden, an denen die schweizerischen Behörden, der polnische Gesandte sowie zahlreiche Vertreter der literarischen Welt teilnahmen. Nach Aufbahrung der Leiche in einem mit Tannenreisig ausgeschmückten Waggon ging es mit einem von der schweizerischen Regierung zur Verfügung gestellten Sonderzug über die Tschekoslowakei nach Polen. In Prag erwarteten die Anklänge des Zuges Vertreter der Behörden, der tschechischen Akademie der Künste und der Wissenschaft sowie Delegierte der bei der tschechischen Regierung akkreditierten Gesandtschaften. Der Sarg mit den sterblichen Überresten des Dichters wurde darauf im Pantheon auf einem Katafalk inmitten eines Meeres von Kränzen und Blumen aufgebahrt. Vor dem Sarge legte der Präsident der Republik Maffaryk einen großen Lorbeerkranz nieder. Der Kranz trug die Aufschrift: „Dem Autor von „Quo vadis“ — Maffaryk“. Nach zahlreichen, den großen Polen würdigen Reden wurde der Sarg wieder nach dem Bahnhof gebracht. An der polnisch-tschechischen Grenze wurde der Sarg von Vertretern der polnischen Regierung sowie von einem Komitee von Regierungsmännern, Künstlern und Literaten, das sich zur Ehrung des Dichters von „Quo vadis“ gebildet hat, in Empfang genommen. In allen größeren polnischen Städten wurde Sienkiewicz gefeiert. In Tscheschow wurde beispielsweise der Sarg nach dem Kloster von Jasna Góra gebracht, wo eine feierliche Einweihung durch den Prior des Klosters vorgenommen wurde. In Warschau nahmen an der Beisetzung in der Kathedrale Staatspräsident Wojciechowski, die Regierung, der Sejm und Senat sowie die hervorragendsten polnischen Schriftsteller und Künstler mit Zeromski und Weyssenhof an der Spitze teil. Die

die er uns vorgeschrieben hatte, nicht aufbringen konnten. Er hat meinen Vater ermorden und meine Mutter ins Gefängnis setzen lassen. Wenn ich an das alles denke, muß ich weinen, das ist der Grund, warum meine Milch verdorbt.“

Der erhabene Herrscher wurde sehr zornig.

„Alle meine Ratgeber zu mir rufen!“

Und der erhabene Herrscher sprach zu einem von ihnen: „Der Mandarin Ki-Ni, den ich mit der Verwaltung der Provinz Petchili betraut habe, dieser Hund verdorbt alles, sogar die Milch meiner Amme. Fahre sofort in jene Provinz und stelle dort in meinem Namen die strengste Untersuchung an und erstatte mir darüber Bericht. Aber merke auf: Dein Bericht muß die Wahrheit selbst sein, nichts zugeflickt und nichts verheimlicht. Ich muß einmal genau wissen, wie es in dem Lande zugeht, wo die Milch meiner Amme verdorben wird.“

Der ehrliche Ratsherr machte sich sofort auf den Weg und nahm die fähigsten Detektive mit.

Der zu Tode erschrockene Mandarin Ki-Ni versuchte den kaiserlichen Kontrolleur durch hohe Bestechungen zu beeinflussen. Aber der blieb fest. Er berief sich darauf, daß er der ehrliche Ratsherr sei, daß ihn der erhabene Herrscher selbst geschickt habe, und so dürfe er sich ausnahmsweise nicht bestechen lassen.

Drei Monate lang hat der ehrliche Ratsherr mit seinem Stabe alles untersucht und geprüft, und als er im vierten Monat in die Residenz zurückkam, warf er sich vor dem erhabenen Herrscher in den Staub und fragte: „Soll ich dir wirklich die ganze Wahrheit sagen, Gerechtigkeit der Welt?“ — „Die ganze!“ befahl der erhabene Herrscher.

„Wenn es auf der ganzen Welt einen Winkel gibt, der Tränen würdig, so ist es die Provinz Petchili, Sohn des Himmels. In der ganzen Provinz stehen alle um Almosen, und niemand kann Almosen geben, weil sie alle betteln. Die Häuser sind verfallen. Die Felder werden nicht bebaut. Und das alles nicht etwa deshalb, weil die

Familie des Verstorbenen war durch die Witwe, Tochter, Sohn und Schwiegerohn vertreten. Der Staatspräsident ehrte in seiner Rede den großen Polen wie folgt: „Das freie und starke Polen, niemand außer Gott untertan, grüßt Dich. Im Triumph kehren Deine sterblichen Überreste in Deine Heimat zurück. Dein Geist, der uns Polen weckte, ist von strahlender Kraft. Du bist und wirst der Verkünder der Majestät Polens bleiben.“

Am letzten Sonntag, an dem die feierliche Beisetzung stattfand, trauerte das ganze polnische Volk um den großen Toten der Nation. Um die Mittagsstunde läuteten die Glocken, heulten die Sirenen und in dem kleinsten Ort wurde des Toten gedacht.

„Quo vadis?“ lautet der Titel des Romans, der Sienkiewicz auch bei den anderen Nationen berühmt gemacht hat. „Quo vadis?“ aber heißt „Wohin gehst du?“ Und die größte Ehrung, die dem Heros der polnischen Nation auf polnischer Erde hätte entgegengebracht werden können, wäre gewesen, wenn sich das polnische Volk am Sonntag einige Minuten Ruhe gegönnt und über die Frage nachgedacht hätte:

„Quo vadis Polonia?“ — Wohin gehst du, Polen!

Viel Lärm um nichts.

Die Pat-Agentur verbreitete dieser Tage die Nachricht, daß in Graudenz ein großes weitverzweigtes deutsches Spionagenetz aufgedeckt worden ist, das mit dem „Deutschtumsbund“ in Verbindung stand. Die polnische chauvinistische Presse erhob aus diesem Grunde wieder großen Lärm von dem „Staatsverrat“ der Deutschen.

Wie die deutschen Tageszeitungen nunmehr mitteilen, ist das Spionagenetz nur der Guttemplerorden in Graudenz, der sich bekanntlich die Bekämpfung des Alkoholübel zum Ziele gesetzt hat. Einige von den verhafteten Personen sind deshalb bereits auf freien Fuß gesetzt worden.

Die Entdeckung war also wieder einmal nur ein Sturm im Wasserglas.

In der letzten Sitzung des Seniorenkongresses wurde über die Filialen der Sejm-Büros gesprochen, die in Pommern und im Posenschen „als Exposituren des Deutschtumsbundes“ betrachtet werden und „staatsfeindliche Agitation treiben“. Es wurde beschlossen, diese Büros nur als Parteifotale zuzulassen.

Ludendorff unerwünscht.

Max Maurenbrecher veröffentlicht in der „Deutschen Zeitung“ einen Artikel über den Deutschen Tag in Plauen, in dem der Reichstagsabgeordnete Ludendorff aufgefordert wird, sein Mandat niederzulegen. Er tut das in der Form: „Das war das Erlebnis dieses Tages: für die unendliche Masse der geradlinig und einfach denkenden Menschen läßt Ludendorff sich nicht in ein Parteiprogramm spannen, er bleibt der ganzen Nation angehörig. Er ist uns zu gewaltig, als daß wir ihn gern in den Gassenlot eines Wahlkampfes herabgezogen sähen; er darf auch selber sich nicht mutwillig verengen. Er darf das Erbe eines Riesen-Geschlechens nicht im Kleinkrieg parlamentarischer Nachbargruppchen verpulvern“. Sieht man von aller Speichelerei ab, so ist der Zweck der Uebung klar: Ludendorff soll nicht wieder Reichstagsabgeordneter werden.

Einwohner faul sind, sondern weil der Mandarin Ki-Ni alles, was sie erwerben, an sich reißt. In den Gerichten gibt es keine Gerechtigkeit, dort gewinnt der, der dem Mandarin mehr gibt. Von guten Sitten wird dort längst nicht einmal mehr geträumt. Es genügt, daß Ki-Ni ein Mädchen erblickt, das ihm gefällt, und er nimmt sie gleich zu sich, trennt sie von Vater und Mutter, von Bruder und Bräutigam.“

„Nie dagewesen, nicht möglich!“ entsetzte sich der erhabene Herrscher.

„Ich schwöre dir, erhabener Herrscher, alles, was ich da berichte, ist reine Wahrheit. Die Zierde deiner Macht, die Blüte deiner Provinzen, die Provinz Petchili, ist zugrunde gerichtet!“

Und der ehrliche Ratsherr hob die Arme in die Höhe und senkte den Kopf zur Erde, zum Zeichen des allerheiligsten Schwurs.

Der erhabene Herrscher saß sich beim Kopfe zum Zeichen des größten Schmerzes.

„Da muß was geschehen“, sagte der erhabene Herrscher. „Da muß was geschehen“, stöhnte er ergriffen.

Er befahl allen Höflingen im großen Saale zu warten, und er selbst zog sich in das benachbarte Zimmer zurück, wo er auf und ab ging und nachdachte. So verging der ganze Tag. Gegen Abend trat der erhabene Herrscher aus dem Zimmer in den großen Saal, nahm feierlich unter dem Baldachin Platz, und als alle sich in den Staub geworfen hatten, sprach er also:

„Unsere Provinz Petchili befindet sich in einem heillosen und schrecklichen Zustand, daher gerufen wir zu bestimmen wie folgt: Aus dieser Provinz dürfen niemals wieder Ammen für den kaiserlichen Bedarf genommen werden.“

Und seit jener Zeit wurden wirklich niemals wieder Ammen für den kaiserlichen Bedarf aus der Provinz Petchili genommen!

Aus dem Russischen von B. G., Lodz.

Gespräche mit Herrn Krümmrücken.

Von Hans Sigurd, Lodz.

III.

Bei unserer dritten Zusammenkunft teilte mir Herr Krümmrücken mit, daß er sich mit Herrn Schwielhund, der inzwischen unsere beiden ersten Gespräche in der Lodzger Volkszeitung gelesen hatte, in eine längere Unterhaltung eingelassen habe. Herr K. gestand mir, daß er über den gesunden Verstand des Herrn Schwielhund sehr überrascht gewesen sei.

— Mein Vater, fuhr Herr K. fort, sagte stets: „Wenn du de Lüd beurteilen willst, so tu mit se erst reden.“ Ich redete mir früher ein, daß es sich mit meiner Stellung bei Herrn von Prosenstein nicht vereinbaren ließe, mit Herrn Schwielhund mehr zu sprechen als geschäftlich unbedingt notwendig. Der durch unsere Gespräche gegebenen Anregung über den Menschen als solchen nachzudenken habe ich es zu verdanken, daß sich mein Gehirn schließlich von der scheußlichen Last des Vorurteils befreit hat. Bis zu welchem Grade das Vorurteil das Tun des Menschen idiotenhaft gestaltet, möge das folgende Beispiel zeigen. Früher wäre mir ein „Herr Schwielhund“ in der Kehle stecken geblieben. Heute finde ich wirklich keinen Grund, warum ich, der ich mich selbst nicht ungen mit Herrn anreden lasse, Herrn Schwielhund diese Höflichkeitsbezeugung verweigern sollte. — Während unserer Unterhaltung sprach Herr Schwielhund die Voraussetzung aus, daß, wenn erst die Menschenrechtsordnung eingeführt sein wird, die Arbeitszeit bedeutend verkürzt und Familienmitglieder für die notwendigen Beschäftigungen im eigenen Heim frei werden würden.

Herr Schwielhund hat vollkommen recht. Es ist nachgewiesen, daß bei unseren heutigen technischen Einrichtungen nur die Männer von 20 bis 45 Jahren täglich bloß 2 Stunden in den Fabriken arbeiten brauchen. Es würde dann soviel produziert werden, daß unsere Bedürfnisse vollaus befriedigt wären. Jeder unnötige Betrieb wie Kanonengießen, Gewehr-, Spreng- und Schießstoffabrikation, Soldatenröckenähen, Marinewerften, schädliche Nahrungsmittelwanscherei einsig und allein zum Gesundmachen von Profitfürsten ist bei dieser Berechnung als ausgeschaltet betrachtet. Sieht man noch in Betracht, daß gerade die rüstigsten Arbeitskräfte der Industrie entzogen werden, indem man junge Männer durch Einziehung zum Militärdienst für mehrere Jahre zum unfreiwilligen Faulenzen verurteilt, so wird jedermann einsehen, daß die Berechnung der Arbeitszeit auf 2 Stunden täglich durchaus richtig ist.

Sehen wir die Arbeitszeit aber auf 4 Stunden täglich an, so würde jeder arbeitspflichtige Mann 2 Stunden zur Erwerbung des für ihn und seine Angehörigen Notwendigen arbeiten und 2 Stunden für den Industrieüberschuß, d. h. für das Allgemeinwohl. Den Rest der Zeit verwendet er für seine Angehörigen, zum Besuch der Universität oder einer ähnlichen Bildungsanstalt, zum Sport und anderen nützlichen Zwecken. Notabene: Bei dieser Gesellschaftsordnung bleibt kein Raum für Kneipen und andere Dinge übrig. Die Befürchtung derjenigen Philanthropen, die die Menschheit durch große Arbeitslast vor dem Verderben schützen möchten, ist also unbegründet.

— Möchten wir nicht noch einmal auf die bereits besprochenen Worte zurückkommen? Es wäre interessant, zwischen den jetzigen Festsetzungen der Verkaufswerte und den Wertbestimmungen der zukünftigen Menschenrechtsordnung einen Vergleich zu ziehen.

— Herr Krümmrücken, Sie sind ja Buchhalter und mit der Festsetzung der Verkaufswerte mehr vertraut als irgend ein anderer Mensch. Es dürfte Ihnen daher nicht schwer fallen, den gewünschten Vergleich treffend durchzuführen. Suchen Sie nur zuerst nach dem Maßstab für die Bestimmung der heutigen Verkaufswerte.

— Ein fester Maßstab ist ja gar nicht vorhanden. Jeder Geschäftsmann sucht die Verkaufswerte für sich so günstig wie nur möglich zu bemessen.

— Das heißt mit anderen Worten: die heutigen Wertbestimmungen beruhen infolge des Profitunwesens und der unlegitimen Eigentumsrechte auf Willkür.

— So ist es. Ich werde nun versuchen, die langen Kalkulationskosten kurz zu skizzieren. Es kommt in der heutigen Geschäftspraxis sehr oft vor, daß der Verkaufswert einer Ware sich aus mehr als 50 Posten zusammensetzt, die meistens nur Unterglieder folgender vier Grundfaktoren sind. Das erste ist der Rohstoffwert. Ohne diesen gibt es heute keine Kalkulation. Da das Material den natürlichen Hilfsquellen entnommen wird, existiert ein solcher Wert, wie bereits nachgewiesen, in Wirklichkeit nicht. Es ist tatsächlich so, wie Sie schon einmal sagten, daß einzelne Menschen dasjenige, das der Weltenschöpfer der Menschheit zur Benutzung geschenkt, okkupiert haben und sich von anderen Menschen dafür Geld zahlen lassen. — Als zweites Glied wird in der Kalkulation der Arbeitslohn angenommen, den man wie nur möglich herunterzudrücken sucht. Das dritte Glied, der Profit, wird dagegen stets so hoch bemessen, wie es die jeweilige Konkurrenz zuläßt. Würde stets vollwertige Ware produziert werden, so möchte ich behaupten, daß dieser Profit als kein übermäßig hoher anzusehen wäre. Jedoch gibt es, wie Ihnen ja bekannt, eine Menge sogenannter unlauterer Wettbewerber, die durch Produktion minderwertiger Waren Riesengewinne erzielen und den Konsumenten schwer schädigen. Und welcher Geschäftsmann ist heute nicht unlauterer Wettbewerber? Hiermit ist aber die Kalkulationskette noch nicht erschöpft. Es kommt noch ein recht böser Faktor hinzu, die Zusage durch das vermittelnde Geschäft. Durch wie viel Hände die Ware geht, ehe sie an den Konsumenten gelangt, so oft werden neue Profite aufgeschlagen. Kennen wir nicht genug der Fälle, daß man Waren absichtlich dem Gebrauch entzogen hat, damit sich die ganze Räubergesellschaft von unlauteren Geschäftsleuten durch Kettenhandel bereichern könne? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß diese kleine Skizze deutlich gezeigt hat, daß ein großer Teil des Arbeitswertes und fast der ganze Industrieüberschuß, dessen Aufgabe es ist, der Allgemeinheit zu dienen, von den Profiten verschlungen wird. Die heutigen Verkaufswerte und die zukünftigen auf einer festen Grundlage beruhenden Industriewerte werden sicherlich ganz verschiedene Dinge sein.

— Gewiß. Wie Sie eben schilderten, beruht die heutige Wertbestimmung auf Selbstsucht von Leuten, die sich die Produkte der Industrie wie auch

die natürlichen Hilfsquellen dank der bestehenden Gesellschaftsordnung angeeignet haben. Hierdurch ist ihnen die Möglichkeit gegeben, den Arbeiter erstens in seiner Eigenschaft als Produzent durch Lohnkürzung, und zweitens denselben Arbeiter als Konsument durch teure und dazu oft noch minderwertige Waren zu benachteiligen. Es fehlt eben, wie schon wiederholt gesagt, der gerechte Maßstab, der erst dann gegeben sein wird, wenn sich die Menschheit die Anerkennung ihrer Rechte errungen haben und auch ihre Pflichten verstehen wird. Erst dann wird sich die richtige Kenntnis der Arbeits- und Industriewerte vollkommen Bahn gebrochen haben, wodurch alle sozialen Fragen ihre endgültige Lösung finden werden.

Es blieb noch manches über das Geschäft zu sagen übrig. Da sowohl Herr K. als auch ich nicht über mehr freie Zeit verfügten, kamen wir überein, das nächste Mal das Gespräch über das Geschäft fortzusetzen.

Kleiner Beitrag.

Jackie oder der Verderb eines Wunderkinds.

Jackie Coogan lernte man kennen mit seinem ersten Film, der wundervoll war, dann folgte der zweite, der war sehr schön, der dritte kam und wurde als gut befunden, auch der vierte war für ein neunjähriges Kind respektabel, der fünfte Film fiel ab, war eine Enttäuschung, und man fühlte, daß mit diesem Kind vorderhand nicht mehr viel zu machen sein würde, da jeder Film (in anderer Gewandung) immer wieder dasselbe bringen mußte. Das erkannte man auch rechtzeitig in Amerika und nahm das Kind auf eine Weltreise mit. Diese wurde ein unerhörter Triumph und wird das Ende dieses Wunderkinds wenigstens als solches bedeuten. Bei der Abreise war der Bürgermeister von New York am Schiff, in England stritten sich verschiedene Stadtoberhäupter um diese Ehre, in Paris brachte man Jackie im Palais Bourbon unter, da dieses Kind nur wie ein König wohnen darf, ein Heer von verrückt gewordenen Journalisten und Photographen jagt Tag und Nacht hinter dem Kleinen her, in Rom wurde er von Mussolini und sogar vom Papst in Audienz empfangen, und jetzt weilt er in Athen, wo er sich die Akropolis betrachtet und meinte, sie gebe eine gute Kulisse für seinen nächsten Film.

Man muß sich fragen: ist die Welt verrückt geworden? Man nenne mir einen Mann von Bedeutung, dem es heute gelänge, auf einer Rundreise von den Spitzen aller Länder und selbst vom Papst in Privataudienz empfangen und geküßt zu werden und von Mussolini den Faschistenorden zu erhalten! Ist es nicht ein Unding, daß sich jetzt namhafte amerikanische Verleger um die Memoiren Jackies bemühen, die dieser kaum zehnjährige Junge geschrieben haben soll, ist es nicht ein Unding, daß dieser Junge in zwei Jahren drei Millionen Dollar verdiente?

Und was soll aus diesem Wunderkinde werden? Fachleute haben mir erklärt, daß Filme ähnlich denen, die Jackie bisher drehte, schwer unterzubringen seien, da er außer seinem lieben Lachen und seinen niedlichen Bewegungen kaum etwas zustande bekomme. Und später? Wirkliche Rollen kann man heute nur spielen, wenn man was gelernt hat. Es wäre vielleicht besser, dieses Wunderkind, das nicht mal richtig schreiben kann, auf die Schule zu schicken, statt sein bißchen Talent in künstlich hochgezüchtetem Größenwahn zu erstickten.

Adalises Ehe.

Roman von A. Hruschka.

(Nachdruck verboten.)

(48. Fortsetzung.)

Daran hielt sein Glaube unerschütterlich fest, und nichts konnte ihn darin irre machen, weder die scharfen Bemerkungen seines Vaters, noch die bitteren Worte der Hilberts, weder Adalises geringschätzige Kälte ihm gegenüber, noch ihre Vorliebe für Leute, die er verachtete, ja selbst nicht ihre Schwäche für Löwentreu, von der er viel mehr wußte, als Adalise ahnte.

Denn Marj von Leopold war nicht gegangen, ohne vorher noch einen Pfeil abzuschießen, der „diesen Grobian“ treffen und Adalise dafür bestrafen sollte, daß sie seinen Ungehörigkeiten gegenüber nicht für die Freundin eingetreten sei.

Sie hatte auch an den Hausherrn einen Abschiedsbrief geschrieben, in dem sie Leo aufklärte, daß es durchaus nicht erst nötig gewesen wäre, sie so plump zur Abreise zu drängen, die nur ihren eigenen längst gehegten Entschlüssen entsprach. Denn seit sie beobachtet habe, daß Adalise heimliche Beziehungen zu Prinz Löwentreu unterhalte und sie mit ihm im Siebensteinerwald des öfteren trafe, habe sich erkannt, daß eine junge Dame, die etwas auf ihren Ruf halte, nicht länger die Gastfreundschaft einer solchen Frau genießen dürfe. Der Arroganz habe daher ihren Wünschen, von Karolinenruhe fortzukommen, nur einen willkommenen Vorwand geboten.

Leo wollte diesen Brief erst vernichten. Er glaubte kein Wort davon. „Nattergift“, dachte er verächtlich.

Dann aber besann er sich und verwahrte ihn sorgfältig in seinem Schreibpult neben den Quittungen der Baronin auf. Vielleicht kam der Tag, an dem er Adalise damit beweisen konnte, wie „vornehm“ die Leute waren, die sie allen anderen vorzog.

Gewiß, er hatte Löwentreu einmal gefürchtet! Hatte auch ganz gut gemerkt, daß Adalise ihn noch heute mit dem Glorionschein einer einstigen Mädchenschwärmerei umwob... weil sie ihn eben noch nicht sah, wie er wirklich war. Aber Gottulan war fest überzeugt, daß sich auch Adalise eines Tages klar werden würde über diese hohe Wichtigkeit im fürstlichen Gewand.

Sein Leben war bei aller äußeren Tätigkeit ein stilles Marten geworden. Er ahnte nicht, daß Adalise in ihrem Schreißbüchlein einen leidenschaftlichen Liebesbrief verwahrt hatte. Daß sie diesen Brief wie einen kostbaren Schatz betrachtete und in vielen einsamen Stunden sich daraus Trost holte. So wenig wie er ahnte, daß sie oft ganz allein nach Wairingen ging, im Schatten der großen Tannen oder in der jäht über und über mit blutroten Hagebutten bedeckten Rosenlaube der Försterin saß und an „ihren Helden“ dachte.

Er stand in Galizien, und es ging ihm pottlob gut, wie kurze Feldpostkarten ab und zu meldeten. Jedemal, wenn so ein Kärtchen kam, schlug Adalises Herz höher. Aber sie beschwichtigte ihr Gewissen dann immer mit den Worten: „Es ist das Einzige, was mir das Leben gibt!“

Darüber merkte sie kaum, wie sich alles um sie herum veränderte. Wie überall neue Felder angelegt wurden, ihr Mann da und dort herrenlos geworden kleine Bauerngüter erwarb, Stallungen erbaute, Weideland pachtete, adern, anbauen und ernten ließ und immer neue Vorräte in den bedeutend erweiterten Rühlhäusern der Wurstfabrik einlagerte. Der Arbeiterkonsumverein und das Fabrikhospital wurden vergrößert, ein leerstehendes Gebäude auf lustiger Höhe von Leo als Genesungsheim eingerichtet.

Denn viele von denen, die einst singend hinausgezogen waren in den Kampf, wandelten nun blaß und siech, auf Stöcke oder Krücken gestützt im Eichensteinaltal herum. Gottulan, von seiner Mutter, Mara und Klaudia unterstützt, war beständig bemüht, Not und Jammer zu lindern. Im

ganzen Tal gab es keine müßigen Menschen außer Adalise und ihren Freundinnen. Alles arbeitete, von den Schulkindern angefangen bis zu den Greisen.

Frau Gälia, die den ersten Kriegswinter mit Mara und Klaudia in ihrer neuen Stadtwohnung verlebte, war auf Gottulans Wunsch mit den beiden jungen Mädchen im Frühjahr nach dem Rosenheim überfiedelt, das er ihnen ganz zur Verfügung stellte.

„Ich brauche Mara und Klaudia als Hilfe hier bei mir“, hatte er erklärt. „Mutter kann nicht überall sein und für dich, Mama, ist im Rosenheim auch viel mehr Ruhe zum Arbeiten.“

In Wirklichkeit wollte er ihnen die bei der steigenden Teuerung immer schwieriger werdende Lebensführung dadurch erleichtern und sie für den kommenden Winter geborgen wissen.

Im Herbst erhielt Klaudia eine Stelle an der Eichsteiner Schule. Außerdem leitete sie den von Leo eingerichteten Notstandskindergarten, wo die Kleinen der im Felde stehenden Arbeiter tagsüber beaufsichtigt und gepflegt wurden.

Auch Mara war dort für einige Tagesstunden beschäftigt. Andere verbrachte sie als Pflegerin im Genesungsheim. Nebenbei arbeitete sie mit anderen Frauen eifrig an den Vorbereitungen für eine Gemeinschaftstisch, in der verheiratete und ledige Arbeiterinnen der beiden Fabriken mit ihren Angehörigen beschäftigt werden sollten, um ihnen die immer drückender werdenden Sorgen um den Haushalt abzunehmen.

An all dem ging Adalise blind vorüber, wollte es nicht sehen und wußte von vielem gar nichts.

Eingespinnen in ihr Traumleben, schloß sie sich immer eigenfinniger gegen alles ab und lebte mit Leo Andermatt und der Baronin wie auf einer einsamen Insel.

Aber es war keine Insel der Glückseligkeit... Dies Bewußtsein durchzuckte sie nur zu oft jäh und schmerzlich wie ein Messerstück.

(Fortsetzung folgt.)

dieser Handvoll Terroristen? Man müsse diesen Herren ein für allemal den Kragen umbrechen und wenn Graf Bethlen und seine Regierung nicht genug Kräfte haben sollten, den Sowjets der Weißen den Kragen umzubringen, so gibt es in diesem Lande noch genug Kräfte, um dieser Gruppe von weißen Terroristen den Garaus zu machen. Ungarn geht schweren Tagen entgegen, denn was die Erwachenden anstreben, das ist die weiße Diktatur, der weiße Terror.

Kleine politische Nachrichten.

Gegen Korsanty. Die Mitarbeiter der „Rzeczpospolita“, die mit dem Verkauf der Zeitung an Korsanty nicht einverstanden sind, haben eine eigene Zeitung unter dem Titel „Warszawianka“ herausgegeben. Diese Zeitung wird den Kampf gegen Korsanty aufnehmen.

Wieder ein Totschlag in Italien. Laut einer Meldung des „Avanti“ aus Castel San Giovanni in der Provinz Biacenza wurde der Abbe Grandi von Faschisten überfallen und mit Stöcken erschlagen. Der katholische Klub und die Kooperativen von San Pier d'Arca wurden demoliert.

Serabhebung der Militärdienstzeit in Belgien. Der Minister hat beschlossen, sofort nach Beendigung der Ruhrbesetzung die Militärdienstzeit von 14 auf 12 Monate herabzusetzen, wie das Gesetz es vorschreibt. Auf die Jahresklasse 1923 soll diese Maßnahme bereits Anwendung finden.

Albanien erkennt Rußland an. Im Anschluß an einen Besuch des albanischen Ministerpräsidenten Fan Noli bei dem russischen Sowjetvertreter in Rom haben sich Albanien und Rußland gegenseitig de jure anerkannt. Rußland wird eine Gesandtschaft in Tirana errichten.

Lokales.

Verordnung über den gesetzlichen Zinsfuß. Die Verordnung über den gesetzlichen Zinsfuß ist die Vervollständigung der Verordnung, die in Sachen des höchsten Zinsfußes bei Verträgen ausgegeben wurde. Diese Verordnung vereinheitlicht den Prozentsatz bei gerichtlichen Entscheidungen über Forderungen und bei Wechselprotesten, indem sie den Satz auf 24 Prozent pro Jahr festsetzt. Die erhöhten gesetzlichen Zinsätze treten in Kraft am Tage der Inkraftsetzung der Verordnung, d. i. vom 9. September d. J. Wenn also z. B. ein Wechsel am 1. August d. J. protestiert worden ist, so wird vom 1. August d. J. bis zum 8. September d. J. ein Zinsfuß von 6 Prozent jährlich erhoben und vom 9. September ab bis zur Regulierung ein Zinsfuß von 24 Prozent jährlich. Analog stellte sich die Sache bei gerichtlichen Urteilen dar.

Finanzminister Grabski gegen die Willkür der Steuerbehörden. Finanzminister Grabski hat an die Steuerbehörden ein Rundschreiben versandt, in der er energisch gegen die ungerechte Besteuerung der einzelnen Bürger Stellung nimmt. Die ungerechte Verteilung der Steuerlasten bringt nicht nur dem Staate Verluste, sondern setzt oft den Besteuerten selbst dem Ruin aus. Dadurch wird das Ansehen der Steuerbehörden untergraben. Der Grund dieser Mißstände ist darin zu suchen, daß die Steuerbehörden nicht genügend orientiert sind über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Steuerpflichtigen ihres Kreises und gewöhnlich blind den Informationen trauen, die von Mitgliedern der Steuerkommissionen gemacht werden. Es sind viele Fälle vorgekommen, wo man sich rücksichtslos über die Steuererklärungen der Steuerpflichtigen hinwegsetzte und die Höhe der Steuern willkürlich festsetzte, ohne den Steuerpflichtigen zu benachrichtigen, damit er näheren Aufschluß über seine Steuererklärung geben soll. Um diesen Mißständen abzuhelfen, ordnete der Finanzminister an, daß es den Steuerbehörden nicht gestattet ist, andere Angaben zur Festsetzung der Höhe der Vermögens- und Einkommensteuer anzunehmen als die, die vom Steuerpflichtigen in der Steuererklärung selbst angegeben wurden. Sind Zweifel vorhanden, so muß dem Steuerpflichtigen Gelegenheit gegeben werden, seine Angaben zu beweisen bzw. zu ergänzen.

Der Landwirtschaftsminister über die diesjährige Ernte. „Dziś Polski“ bringt eine Unterredung mit dem Minister für Landwirtschaft Janicki, der u. a. erklärte, daß die ergänzenden Erhebungen über die diesjährige Ernte bestätigt haben, daß der Ertrag an Getreide in diesem Jahr nicht 25%, sondern 35% geringer sei als im Vorjahr. Der Weizenenertrag ist im allgemeinen besser als der von Roggen. In Kongreßpolen seien Kreise, die einen Ernteertrag zu verzeichnen haben, der sich vom Normalertrag nicht wesentlich unterscheidet. Am besten sei die Ernte in den Wojewodschaften Posen und Pommerellen ausgefallen. In Pommerellen bilden nur die 4 Kalchubischen Kreise eine Ausnahme. Dafür sei jedoch die Kartoffelernte sehr gut ausgefallen. Sogar in den am meisten zerschundenen Gebieten Galiziens habe die diesjährige Kartoffelernte die vorjährige um 25% übertroffen. Da auch die Heuernte gut ausgefallen ist, so sei zu erhoffen, daß die Landwirtschaft den Winter gut überleben werde.

Nachklänge zu der Antikriegsfeier. Wie wir seinerzeit berichteten, ist der Redner der jüdischen Jugendorganisation „Jugendbund Zukunft“, Szlama Rutkowitz, nach der Antikriegsfeier am 21. September l. J. verhaftet worden. N. ist im Gefängnis an der Gdanskalstraße untergebracht.

In dieser Angelegenheit intervenierte das Umzugs-Komitee bereits zwei Mal bei dem Staatsanwalt Herrn Szmidt. Die Mitglieder des Komitees, die bei der Rede Rutkowitz's anwesend waren, wiesen beim Staatsanwalt darauf hin, daß N. sich ganz genau an das Programm des Umzuges gehalten habe und nichts gesagt habe, was ein Vorgehen gegen ihn rechtfertigen würde.

Wie wir nunmehr erfahren, soll gegen N. auf Grund der Art. 102 und 129 des russischen Strafgesetzbuches die Anklage erhoben werden. Art. 102 spricht von der Zugehörigkeit zu einer illegalen Organisation, die die bestehende Ordnung durch eine Revolution stürzen will. Art. 129 behandelt die Aufforderung zum Sturz der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Reichsdeutsche Kinder nach Polen. Die polnische Regierung hat die deutsche Gesandtschaft in Warschau benachrichtigt, daß sie ihre Genehmigung dazu erteilt, daß unterernährte Kinder totlebender Eltern von deutschen Familien in Polen aufgenommen werden.

Selbstmord des Direktors der Gasanstalt. Am Donnerstagabend verübte der Direktor der städtischen Gasanstalt, Herr J. Nelsenbaum, Selbstmord. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß der Magistrat N. seine Stellung zum 1. April 1925 gekündigt hatte. N. war apolitisch und ein ruhiger Mensch. Die robuste Art einiger Herren der jetzigen Stadtratmehrheit soll ihm eine ruhige Arbeit verleidet und ihn in den Zustand einer übergroßen Nervosität gebracht haben. Der Magistrat erklärt in einem Schreiben der Presseabteilung, daß die Nervosität des Verstorbenen durch die große Verantwortung entstanden ist, die sein Posten mit sich brachte. Außerdem erklärt der Magistrat, daß materielle Gründe bei N. nicht mitspielen konnten, da er die Emeritür erhalten sollte. (?)

Ein strenger Winter bevorstehend. Sowohl für die nächste Zeit wie für den kommenden Winter sind die Wetterausichten nicht gerade ermutigend. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir einen frühen und strengen, allerdings aber kurzen Winter bekommen werden.

Für die nächsten Tage sieht zunächst leider wieder eine Verschlechterung des Wetters in Aussicht. Vorausichtlich werden wir durch eine trübe nebelige Herbstperiode sehr rasch in die Winterlage gelangen. Daraus läßt sich schließen, daß ein früher und, da der ganze Sommer in der Hauptsache kühl und regnerisch war, auch ein strenger Winter bevorstehe.

Christlicher Commisverein z. g. U. Donnerstag, den 30. Oktober, spricht das Vereinsmitglied Herr Gustav Gütler über das Thema „Erfindungen“.

Die „Lodzer Volkszeitung“ kann abonniert werden in:

- Alexandrow bei Weinberger, Poludniowa 18.
- Pabianice bei Walta, Sienkiewicza 8.
- Zgierz bei E. Stranz, Rynek Kilińskiego 13.
- Zduńska-Wola bei F. Grün, Łaska 77.
- Ozorkow bei A. Berndt, Zgierska 24/96.
- Tomaszow bei H. Prietzel, Długa 52.

Deutsches Theater.

„Medea“, Trauerspiel in 5 Akten von Franz Grillparzer.

„Medea“ ist der dritte Teil der Trilogie „Das goldene Fließ“, deren Entstehung in die erste Schaffensperiode des großen Dösterreichers fällt. Dem „goldenen Fließ“ liegt die Argonautensage zugrunde. Der umfangreiche Stoff sowie die vielfachen Anregungen, die Grillparzer aus dem Studium der griechischen Literatur sowie aus zeitgenössischen Werken und Aufsätzen, die diesen Mythos behandelten, erhielt, ließen in ihm den Entschluß reifen, nicht ein Stück, sondern eine Trilogie zu schreiben. Mit der Freiheit eines echten Dramatikers hat er Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen der Trilogie hergestellt, die sich keinesfalls mit den lagenhaften Uebersetzungen decken. Sicherlich hat er uns dadurch die Menschen näher gebracht. Gleichzeitig war es ihm auch leichter, das allmähliche Werden der Charaktere zu zeichnen und uns für deren Schicksal zu interessieren. Um die innere Einheit noch mehr hervorzuheben, gab er dem Fließ eine weit tiefere symbolische Bedeutung als dies im Mythos der Fall ist. Nach Grillparzer begehrt jeder das goldene Fließ, wer es aber besitzt, dem droht Unheil und Verderben.

„Medea“ ist eins der wenigen Werke Grillparzers, das sich neben der „Ahnfrau“ noch bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. Während die ersten beiden Teile der Trilogie: „Der Gastfreund“ und „Die Argonauten“ sich auf der Bühne nicht einzubürgern vermochten, wird „Medea“ gern gespielt. Dies ist vielleicht nicht zuletzt dem Umstande zuzuschreiben, daß „Medea“ auch mittelmäßigen Tragödiinnen die Möglichkeit gibt, in der Titelrolle wenn nicht zu glänzen, so doch die Rolle mit Erfolg zu spielen.

Vrausgeführt wurde die Trilogie im März 1921. Doch schon damals zeigte es sich, daß nur „Medea“ ein glücklicher dramatischer Wurf war. Die Gegensätze, die in der Antike zwischen den Griechen und Barbaren bestanden, hat Grillparzer geschickt ausgenutzt. Er schuf in Kreusa und Medea zwei Gestalten, die sich wie Tag und Nacht gleichen. Kreusa ist die lichte, sonnige, Mitleid fühlende Griechin, Medea — die aufbegehrende, wilde, dunklen Gewalten untertane Kolcherin. Nur vorübergehend kann sie ihre wilden Triebe unterdrücken. Vom Gatten verschmäht, von den Kindern verlassen, wird sie, im Besitze des goldenen Fließes, wieder zur rafenden Barbarin, die vom Mord an ihren Kindern nicht zurückschreckt. Grillparzer hat jedoch die Entwicklung dieses Charakters mit soviel Feinheiten

ausgestattet und andeutende Motivierungen für den Unmenschen in der Medea gefunden, daß man Mitleid mit der Tragödie dieses Weibes fühlt.

Die Aufführung war eine angenehme Ueberraschung. Mimi Joittik als Medea spielte mit großem Verständnis. Ueberzeugend war die Geschichte ihrer Tragödie, überzeugend ihr Schicksal. Und das ist es auch, warum wir mitleidfühlten und die Schlussszene als Erlösung empfanden, wo sie, bereit zu büßen, auch Jason zuruft: „Büße!“ Mimi Joittik gegenüber verblähten die anderen Darsteller. Besonders leicht mit Ausnahme von Mela Wigandt. Abgesehen von ihren zu jugendlichen Bewegungen spielte die vom Iodernden Haß gegen die Hellenen erfüllte Amme recht gut. Annie Wallfried als Kreusa war etwas zu anglicklich-süßlich. Josef Albin als Jason war in Momenten nicht schlecht. Seine Ergriffenheit ergriff jedoch niemand. Den König Kreon spielte Konrad Stieber, den Herold Friedrich Link, der auch die Inszenierung leitete. — Die dekorative Ausstattung war einfach, aber stilvoll. Gewisse Mängel und Unzulänglichkeiten hatte die Dekoration im ersten Aufzug aufzuweisen. Die Kulisse, die das Meer andeuten sollte, war zu nahe der Rampe. Uebrigens hatte es den Anschein, als wenn Gora sich an das Meer „gelehnt“ hätte, ohne dabei in das Meer zu stürzen. Auch ist ein König, der einem Fremden bis vor die Mauern der Stadt entgegengeht, ohne Gefolge undenkbar. Doch dies nur nebenbei. — az.

Vom Deutschen Theater.

Mittwoch, den 29. Oktober 1924, um 8 Uhr 15 Min. wird im Wiederholungsabonnement Grillparzers mächtiges Drama „Medea“, das bei der Premiere im vollbesetzten Hause tiefen Eindruck hinterließ, gegeben werden.

Donnerstag, den 30. Oktober, geht im Premierenabonnement Nr. 5 „Riki“, eine Komödie von Andrée Picard in Szene. Beschäftigt sind die Damen: van Draaz und Falk und die Herren: Link, Miller, Pfandler und Rosen. Die Regie hat Dir. Dr. Lohan.

Von der Deutschen Arbeitspartei.

Achtung, Parteimitglieder!

Laut Beschluß des Ortsvorstandes werden die Beitragsmarken vom 1. November d. Js. ab von den Zeitungsausträgern einliefert werden.

Die Stadtverordnetenfraktion der D. A. P. hält am Mittwoch, den 29. d. M., 6 Uhr abends, in der Geschäftsstelle, Zamenhofa 17, ihre übliche Sitzung ab, an der sämtliche Stadtverordneten sowie Beiräte teilnehmen.

Jugendabteilung der Deutschen Arbeitspartei Polens.

Sportsektion. Am Freitag, den 31. Oktober, um 7 1/2 Uhr abends, findet eine Vollversammlung der Sportsektion der Jugendabteilung statt. Auf der Tagesordnung steht der Bericht über die Tätigkeit der Sektion sowie die Neuwahl des Vorstandes. Die Anwesenheit aller Sportler ist unbedingt erforderlich.

Die Zusammenkünfte der einzelnen Sektionen im Parteilokal finden an folgenden Tagen statt: Montag: Gesangssektion; Dienstag und Freitag: Sportsektion; Mittwoch und Sonnabend: Musiksektion; Donnerstag: Veranstaltungskomitee und dramatische Sektion.

Sport.

2. Sp.- u. Lv. — Kraft 1:0 (0:0).

Außer dem guten Wetter war alles schlecht. Die Turner waren miserabel. Ebenso miserabel war der Schiedsrichter Fiedler. Jedes Wort der Besprechung ist zuviel. Als Entschuldigung für die Turner kann nur angeführt werden, daß 5 Spieler der ersten Mannschaft durch Spieler der zweiten Mannschaft vertreten wurden. Doch nicht alle fünf Mann haben in der Mannschaft des 28. Schützenregiments gegen L. A. S. gespielt? Hätte Kraft nicht den Elfmeter verschossen, so wäre das Spiel unentschieden ausgefallen und der 2. Sp.- u. Lv. um einen Platz weiter in den Meisterschaftsspielen gekommen.

- Touring Club — Union 5:1 (2:1)
- Touring Club II — Union II 8:2 (2:1)
- Gakooh — Widzew II 6:2 (2:0)
- L. A. S. III — Pogoń 3:1 (2:0)
- L. A. S. — 28 B. S. R. 7:1
- Union — Polizeimannschaft 9:1.

Theaterverein „Thalia“, Lodz

Deutsches Theater

im Gebäude der „Scala“, Cegielińska 18
350 Dir.: Dr. Robert Lohan.

Heute, Mittwoch, den 29. Oktober:

Wiederholungsabonnement Nr. 4.

Beginn 8 Uhr 15 Min.:

„Medea“

Trauerspiel in 5 Akten von Franz Grillparzer.

Morgen, Donnerstag, den 30. Oktober:

Premierenabonnement Nr. 5.

„Riki“

Komödie in 3 Akten von Andrée Picard.

Die Not der deutschen Schule.

Die Willkürherrschaft der Schulbehörden.

Die Versicherungen der Regierung, für die Erhaltung der deutschen Schule Sorge zu tragen, erweisen sich im praktischen Leben als leere Worte. Es wird im Gegenteil an der Zerschlagung des deutschen Schulwesens mit aller Kraft gearbeitet. Die Beteuerungen des Außenministers Strypkowski in der Wölkerverammlung, die ja nur für das Ausland berechnet sind, müssen in derselben Weise von uns gewertet werden. Daß unsere Einstellung zu den Worten der Regierung und des Sejm die einzig mögliche ist, beweist uns alljährlich der Beginn eines neuen Schuljahres. Auch in diesem Jahre war der Uebergang in das neue Schuljahr mit der systematischen Zerschlagung unseres Schulwesens verbunden. Tausende deutsche Volksschulen in Polen sind der deutschen Minderheit verloren gegangen, entweder durch die Einführung der polnischen Unterrichtssprache oder aber durch die Schaffung von zweisprachigen Schulen. Die Mittel, die zur Zerschlagung des deutschen Schulwesens dienen, waren in den meisten Fällen gesetzwidrig. Für die gesetzwidrigen Handlungen der Schulbehörden muß im vollen Umfange die Zentralregierung verantwortlich gemacht werden. Es widerspricht ganz dem parlamentarischen Brauche, wenn die Regierung die Verantwortung für das gesetzwidrige Vorgehen der Unterbehörden auf dieselben abwälzt. Auch ist es nicht angängig, einen Teil der Schuld auf die Eltern der schulpflichtigen Kinder abzuwälzen, auf deren Unwissenheit man direkt spekuliert. Wie der Kampf gegen die deutsche Schule geführt wird, soll folgendes Beispiel veranschaulichen.

Im Dorfe Jossówka, Gemeinde Kutow, Kreis Łask, befindet sich seit altersher eine deutsche Kantoratschule mit zugehörigem Landbesitz, die von den deutschen Kolonisten gegründet wurde. Die Unterrichtssprache in dieser Schule war immer die deutsche. Die Schulkinder stammen aus den Dörfern Jossówka, Stankowów und Czymemin, die zusammen einen Schulkreis bilden. Trotzdem diese Schule fast durchweg von deutschen Kindern besucht wird und für die polnischen Kinder im Dorfe Czymemin eine polnische Schule eingerichtet worden ist, versuchte der „Dozór szkolny“ mit allen Mitteln sich der deutschen Schule in Jossówka zu bemächtigen. Man verlangte deshalb im Monat Februar d. J. die Einreichung von Deklarationen. Nach Angabe des „Dozór szkolny“ sollte für die Beibehaltung der deutschen Unterrichtssprache die sich dafür aussprechende Mehrzahl der Grundbesitzer maßgebend sein. Die Vormünder der Schule, die sich in dieser Angelegenheit an den Abg. E. Zerbe wandten, wurden auf diese gesetzwidrige Anordnung des „Dozór szkolny“ aufmerksam gemacht und aufgeklärt, daß nur die Nationalität der schulpflichtigen Kinder entscheidend sein kann. Dementsprechend gingen auch die deutschen Kolonisten der betreffenden Gemeinde vor, und da der „Dozór szkolny“ nur einen Teil der Deklarationen annehmen wollte, so wurde der Rest derselben beim Schulinspektor in Pabianice hinterlegt. Da der eingeschlagene Weg den „Dozór szkolny“ nicht zum Ziele führte, so versuchte er jetzt auf eine andere Art, die sehr bezeichnend für das Vorgehen der Schulbehörden ist, sich der Schule

zu bemächtigen. Der „Dozór szkolny“ versammelte sich im Komplet und ging von Haus zu Haus zu den deutschen Kolonisten, um ihnen folgende Fragen zur Beantwortung vorzulegen. Sind Sie polnischer Staatsangehöriger? Jawohl. Also sind Sie Pole? Jawohl, aber ich bin Ewangelik. Wollen Sie, daß polnisch in der Schule unterrichtet wird? Ja. — Diese Fragestellung, die durch ihre versteckte Tendenz auf die Unwissenheit der deutschen Kolonisten in solchen Angelegenheiten spekuliert, brachte es dahin, daß die überwiegende Anzahl der deutschen Eltern gegen ihren bereits seinerzeit kundgegebenen Willen auf den Leim gingen. Die Bestürzung derselben war groß, als sie einsahen, für welchen Zweck man jeden ausnützen wollte. Sofort begab sich eine Delegation zu Abg. Zerbe mit der Bitte, gegen das gesetzwidrige Vorgehen des „Dozór szkolny“ einzuschreiten. Die Intervention des Abg. E. Zerbe beim Schulinspektor in Pabianice, gestützt auf ein Gesuch sämtlicher deutscher Eltern, führte dazu, daß für die Beibehaltung der deutschen Unterrichtssprache die seinerzeit eingereichten Deklarationen entsprechend dem Gesetze als Entscheidungsgrundlage dienen sollten. Auf diese Weise konnten die Anschläge auf die deutsche Schule in Jossówka abgewiesen werden. Möglich war dies aber deswegen, weil die Kolonisten sich rechtzeitig um Hilfe an die Abgeordneten wandten.

Bei dieser Gelegenheit machen wir die Kolonisten darauf aufmerksam, daß sie in ähnlichen Fällen stets rechtzeitig die Beschwerden an die Abgeordneten richten müssen. Denn, wie eingangs erwähnt, ist eine Hilfe nur möglich, wenn sich die Beschwerden auf das Gesetz und alle diesbezüglichen Vorschriften, die oft an Termine gebunden sind, stützen kann.

Aus dem Reiche.

Die Zusammensetzung des Stadtrats in Konstantynow.

Ein Block der N. P. R. und der Juden. — Sie bilden die Opposition.

Die erste Sitzung des Konstantynower Stadtrats fand am vergangenen Mittwoch statt. Sie wurde vom zeitweiligen Bürgermeister, Herrn M. Dollwka, eröffnet. Vor Eingang in die Tagesordnung ergriß Herr Starost Remiszewski das Wort und führte ungefähr folgendes aus:

Die Stadt Konstantynow war vor ungefähr 50 Jahren schon einmal Stadt. Sie wurde von der russischen Regierung wieder zu einem Marktflecken herabgesetzt. Dadurch wurde das Aufblühen Konstantynows sehr gehemmt. Daran war aber sehr viel die Laune der Bürger selbst schuld. Als Beispiel führte Herr Starost Remiszewski den Bau einer den neuzeitigen Anforderungen entsprechenden Schule an, welcher vor 2 Jahren in Angriff genommen werden sollte, und zwar unter den günstigsten Bedingungen, denn der Staat wollte damals 50 Prozent der Kosten des Baues tragen. Dazu sollte ein Platz auf dem Großen Ringe verwendet werden. Einige Bürger erklärten sich damals dagegen und führten an, daß die Verwendung des betr. Platzes hierzu der Entwicklung der Stadt Schaden würde. Der Schulbau kam deswegen nicht zustande. Nachdem der Herr Starost noch auf den Bau der Badeanstalt und die endlich notwendige Instandsetzung der sandigen und schmutzigen Lasterstraße, die zum Friedhofe führt, hingewiesen hatte, wünschte er

den neugewählten Stadtrats ersprießliches und einmütiges Schaffen im Stadtrate zum Wohle der durch die Schlacht bei Lodz so sehr zerstörten Stadt.

Die Tagesordnung umfaßte: 1. Gehaltsfrage der Stadtwartung. 2. Wahl derselben.

Die Gehälter wurden in der Weise festgesetzt, daß der 1. Bürgermeister ein Gehalt der VIII. Kategorie der Staatsbeamten mit einem Zuschlag von 25 Prozent, der Vizebürgermeister die Hälfte des Bürgermeistergehalts erhält. Die Schöffen erhalten für eine Sitzung bis 6 Stunden 3 Zloty, für eine Sitzung über 6 Stunden 5 Zloty.

Darauf erfolgte die Einreichung der Kandidatenlisten für das Bürgermeisteramt. Der Block der N. P. R. mit den Juden stellten den Antrag, für den Bürgermeisterposten einen Konkurs auszuschreiben. Der Antrag wurde mit Stimmenmehrheit abgewiesen.

Seitens der Mehrheit, d. h. der D. A. P., der unparteiischen deutschen Wähler, der P. P. S. und einem Kandidaten der parteilosen Liste wurde die Kandidatur des Pabianicer Stadtverordneten, Herrn Franciszek Gryfel (P. P. S.) aufgestellt. Die Gegenpartei stellte den bisherigen stellvertretenden Bürgermeister, Herrn M. Dollwka als Kandidat auf. Durch eine Mehrheit von 13 gegen 11 Stimmen wurde Herr F. Gryfel als Bürgermeister gewählt. Vizebürgermeister wurde Herr E. Stehr, Konstantynow (D. A. P.). Für ihn wurden ebenfalls 13 gegen 11 Stimmen abgegeben.

Vor der Wahl der Schöffen erklärte der Führer der Fraktion der N. P. R. und Juden, Herr Konar, daß seine Fraktion an diesen Wahlen nicht teilnehmen werde und in die schärfste Opposition gegenüber dem Magistrat treten wird. Herr Starost Remiszewski geiß vermittelnd ein, indem er der Mehrheit die Proposition stellte, den 11 Stadtverordneten, d. h. der N. P. R. und den Juden je einen Schöffen zu geben, während den dritten Schöffenposten die Mehrheit behält. Nach einer Pause erklärte sich die Mehrheit für den Vorschlag Remiszewskis. Doch auch dann blieb der sonderbare Block bei seinem Beschluß und stellte keine Kandidaten für das Schöffenamt auf. Darauf wurde von der Mehrheit die Wahl des einen Schöffen darauf den Antrag, dem Bürgermeister das Mißtrauensvotum auszudrücken. Der Antrag wurde abgelehnt. Die Wahl der übrigen 2 Schöffen wurde auf einen Monat verschoben.

Diese Sitzung zeigt, daß die N. P. R. und die Juden auf eine Auflösung des Stadtrats hinarbeiten. Ob sie sich aber damit die Anerkennung der Bürgerschaft von Konstantynow erwerben werden, ist sehr zweifelhaft.

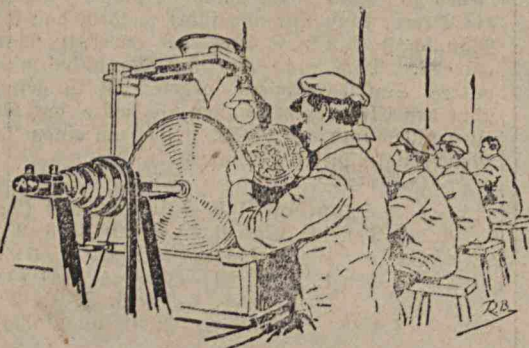
Interessant ist dabei auch der jüdische Block mit der N. P. R. Geschäft bleibt eben Geschäft.

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Stb. Ludwig Aut. Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Sie kaufen gut und billig
Ihre Herbst- u. Wintergarderoben
gegen bar und Ratenzahlungen nur bei
„WYGODA“ Petrikauer 238
Damen- und Herren-Garderoben sowie
Manufakturwaren in größter Auswahl.
Bemerkung: Bestellungen werden in den eigenen Werkstätten binnen 4 Tagen ausgeführt.
(Filialen besitzen wir nicht). 263

Kunsthandlung „ANTIQUA“

Przejazd 2 Lodz Przejazd 2



Eigene

Kristall- und Glasschleiferei

nimmt Glasschleifen laut Mustern (Zeichnung), die durch den Besteller aufgegeben werden, an.

Erstklassige Ausführung. Konkurrenzlos
Sehr zugängliche Preise!

In großer Auswahl wird empfohlen:

Glas-Service (komplett und in Einzelstücken), **Kristall-Vasen**, **Bonbonnieren**, **plattierte Erzeugnisse**, **Tablette**, **Spiegel**, **Schreibgarnituren**, sowie auch **Erzeugnisse der Firma Akt.-Ges. „Galvano“** in Bydgoszcz.

Gemälde **Stilvolle Möbel** **Lampen**

Schuhwaren

kaufen Sie billig bei
R. Stoklos, Lodz,
Wölczańska 161.

Zwei kleine

Harmoniums

zu verkaufen. Musikinstrumentenbauer J. Höhne, Alexandrowska 64. 349

3 Erbteile von zwei Holzhäusern sofort zu verkaufen.

2 Zimmer frei.

Auskunft in Zubardz, Al. Brzozkistr. 8, an Sonntagen von 6 Uhr abends.

Leeres Zimmer

mit elektrischem Licht, von intelligentem jungem Manne zu mieten gesucht.

Angebote unter „Wir werden schon fertig“ an die Exp. der Lodz'er Volksztg.

Kleine Anzeigen

wie: Stellen-Gesuche u. Angebote, Wohnungs-Gesuche und Angebote, Käufe, Verkäufe und andere

haben in der „Lodz'er Volkszeitung“ stets **guten Erfolg!**

In großer Auswahl:

Elegante Damen-Mäntel

neueste Fassons mit Pelz garniert bis zu den elegantesten von 44.— bis 180.—

- Herren-Anzüge 125.— 110.— 75.— 60.— 45.—
- Kammgarn-Hose 42.— 32.— 28.—
- Ulster 115.— 95.— 75.— 52.—
- Winter-Paletots 150.— 120.—
- Kinder-Mäntel 45.— 32.— 23.—

Damen-Mäntel-Modelle

Reizende Sachen sind eingetroffen. Mäßige Preise.

Schmehel & Rosner, A.=G.

Lodz, Petrikauer Straße 100 und Filiale 160

Im Verlage der „Lodz'er Volkszeitung“ ist erschienen:

Programm und Organisationsstatut der Deutschen Arbeitspartei Polens.

Preis eines Exemplars 10 Groschen. Erhältlich im Parteilokal, Zamenhofstraße 17, sowie durch die Zeitungsaussträger.

Stehspiegel (Trumeaux)

gegen Ratenzahlungen zu haben in der **Spiegelfabrik**, Lodz, Juliusstr. 20.

Eine Fröblerin

mit guter Vorbildung kann sich melden bei Lehrer Hof, Deutsche Volksschule in Alexandrow. 360